



Johann Jak. Staffler  
F. F. Gubernialrath.

# Selbstbiographie

des

tirolischen Topographen und Statistikers

Joh. Jak. Staffler

herausgegeben

von

Fr. R. v. Wieser.

## Vorwort.

---

Die hier veröffentlichte Selbstbiographie des tirolischen Topographen und Statistikers Johann Jakob Staffler fand sich in dem Nachlasse seines vor Kurzem zu Brixen verstorbenen Sohnes Augustin Staffler. Das Manuscript gelangte durch gütige Vermittlung des bekannten Historikers Ludwig Rapp in Brixen in den Besitz des Tiroler Landesmuseums.

Obschon der Lebenslauf J. J. Staffler's nur wenig von dem Schema der damaligen Beamten-Carriere abweicht, so enthalten seine Lebenserinnerungen doch mannigfache wertvolle Beiträge zur Charakteristik eines langen zum Theil sehr bewegten und historisch denkwürdigen Zeitraumes. Die von lauterster Wahrheitsliebe getragenen Aufzeichnungen eines Mannes von der literarischen Bedeutung Stafflers dürfen um so sicherer auf das Interesse eines weiteren Leserkreises rechnen, da die Memoiren-Literatur speciell in Tirol ungewöhnlich spärlich vertreten ist.

Indem ich die anziehend und mit einer bei des Verfassers hohem Alter staunenswerten Geistesfrische geschriebene Autobiographie Staffler's durch den Druck allgemein zugänglich mache, erfülle ich zugleich eine Pflicht persönlicher Pietät gegen den Verfasser, dessen lebenswürdige Greisengestalt freundlich in meinen Jugenderinnerungen steht, und mit dem mich enge verwandtschaftliche Beziehungen verbinden: die in

diesen Blättern mehrfach erwähnte Schwester Staffler's war meine Grossmutter.

Ich gebe den Text nach Inhalt und Form vollkommen getreu wieder. Nur ein paar intim familiäre Notizen glaubte ich weglassen zu sollen, und einige kleinere meist rein formelle Verstösse habe ich stillschweigend berichtigt. Die von mir beigefügten Fussnoten werden, wie ich hoffe, manchem Leser nicht unwillkommen sein.

Innsbruck im September 1900.

F. v. W.

---

## Erinnerungen aus meinem Leben.

Deo sint laudes semper ubique. Amen.

Meine Kinderjahre gehören dem Dorfe St. Leonhard in Passeier an, wo mein Vater Franz Magnus Staffler, seligen Andenkens, Pfleger und Gerichtschreiber war. Ich wurde dort am 8. Dezember 1783 geboren. Mein Vater stammte aus dem Dorfe Laas in Vinschgau, der Sohn des dortigen allgemein geachteten Gastwirthes und Anwaltes Franz Staffler. Das Geschlecht der Staffler war schon vor mehreren Jahrhunderten im Lande Tirol sesshaft; so im Thale Ulten, auf dem Ritten und im deutschen Gebiete an der Etsch. Im Jahre 1630 hat der tirol. Landesfürst, Erzherzog Leopold, der Gemahl der Claudia, den Gebrüdern: Moriz, Bartolomä, Christian und Caspar Staffler, wie auch ihrem Vetter Christian in Ulten einen Wapenbrief mit Kleinod verliehen, und zwar weil dieselben, wie der Brief sich ausdrückt, durch Ehrbarkeit, Tugend und Ver nunft berühmt geworden, namentlich in Italien und Engadein sich besondere Verdienste erworben, fürnämlich der Ahne Christian durch verschiedene Kriegsdienste zum Frommen des Hauses Oesterreich.

Mein Vater widmete sich in Schlanders dem Gerichtschreibereifache, welches in jener Zeit von grosser Bedeutung war, da ihm das ganze adeliche Richteramt und ungefähr der Wirkungskreis des heutigen Notariates angehörte. Im Jahre 1779 wurde er von den Thalgemeinden Passeier, welche die Gerichtsherrschaft Passeier von der Regierung pfandweise besaßen, als ihr Pfleger und Gerichtschreiber angestellt. Am 26. Jänner 1780 verehlichte er sich mit Anna Maria Theresia

Kirchlechner, einer Tochter des wohlstehenden Rothgärbers Martin Kirchlechner in Meran.

Religiöse Begriffe und einige kurze Gebete brachte mir meine fromme Mutter schon in sehr früher Kindheit bei. Als ich noch nicht sechs Jahre alt war, hatte mich mein Vater einem alten geistlichen Herrn, dem Frühmesser des Orts, Fraaz Knapp, in der nächsten Nachbarschaft übergeben, damit er mir den ersten Unterricht aus dem ABC-Büchlein beibringen sollte. Es ist mir unvergesslich, dass dieser brave, aber etwas strenge Lehrer, wenn ich nicht fleissig aufmerkte (das Lernen war wohl meine Lieblingssache nicht), mir öfter mit seinem an den Daumen gedrückten und plötzlich losgelassenen Mittelfinger auf die Knöchel meiner Hand einen so empfindlichen Stöss (Specker) versetzte, dass ich einigemal zu weinen anfangte. Als ich klagte, dass dies wehthue, bekam ich zur Antwort: „Deswegen hab' ichs gethan“, und ich musste mich, wenn auch mit bittersaurer Miene, dem Willen meines Lehrmeisters fügen. Er hatte schon recht, dem Leichtsinne muss man schon in früher Jugend begegnen.

Eine andere Episode aus jener Zeit kann ich hier nicht übergehen. Sie zeigt von der wachsamten Zucht und Gewissenhaftigkeit meines Vaters: Ich pflegte öfter einen freundlichen Nachbar, einen Krämer, sein Name (er blieb mir treu im Gedächtnisse) war Anton Königsrainer, zu besuchen. Als ich eines Tages in Heimgart <sup>1)</sup> zu ihm kam, war er eben mit Auszählen einer Partie Brettnägeln beschäftigt. Da geschah es, dass ein Nagel auf der Tafel, an der ich dem Krämer gegenüber stand, ganz nahe zu mir herrüberrollte. Der blanke neue Nagel gefiel mir, ich legte die Hand darauf, verbarg ihn, ohne dass es der Krämer bemerkte, und brachte ihn nach Hause. Als mein Vater den Nagel gesehen, ward gleich ein strenges Konstitut mit mir vorgenommen. Ich bekannte aufrichtig, wie ich zu dem Nagel gekommen, und schnell erfolgte Strafe und deren Exekution. Mein Vater ergriff mich bei einem Ohr und führte

---

<sup>1)</sup> Gemüthliche Zusammenkunft, Besuch, trauliche Plauderei.

mich, immer daran haltend, hin zum Krämer, wo ich mit reuiger Abbitte den Nagel zurückstellen musste.

Ebenso lebhaft blieb mir eine andere Begebenheit im Gedächtnisse. Ich stand einmal neben meinem Vater an der offenen Hausthüre. Auf der Stufe vor derselben lag ein Steinchen. Der Vater, in der Meinung, es könnte Jemand darüber stolpern, befahl mir das Steinchen aufzuheben. Ich that es nicht, und setzte mir in den Kopf, trotz des wiederholten väterlichen Gebotes, das Steinchen nicht aufzuheben. Mein Vater unterstützte seinen Befehl mit Drohungen. Ich böser Bube fing an zu schreien, zu stampfen und zu toben; doch dies half mir nichts. Der Vater entfernte sich auf einen Augenblick, kam dann mit einer grossen Ruthe zurück, und ein paar empfindliche Streiche auf der Hand lehrten mich Gehorsam. Kein Steinchen war mehr auf dem Hausthorstaffel zu sehen. So verstand es mein unvergesslicher Vater den jugendlichen Eigensinn zu brechen.

Auch die Trostworte einer alten hinkenden Nähterin sind mir unvergesslich. Sie war auf Störrarbeit<sup>1)</sup> im Hause. Wegen ihrer Freundlichkeit, die sie besonders mir erwiesen, hielt ich mich gern bei ihr auf. Sie erzählte auch verschiedene, mir wohlgefällige Geschichtchen von Riesen und ihren Kämpfen, von Zwergen und Waldmännchen, von durch Drachen bewachten Schatzgruben. Währenddem tändelte ich mit ihrem Trennmesserchen, das auf dem Nähtisch lag und schnitt mir in den Finger. Erschrocken, als ich Blut sah, fing ich an bitterlich zu weinen. Sie aber tröstete mich, indem sie mir die Wunde verband, mit dem Zuspruche: „Seid ös lei stille Hansele, dös hoalt schun, bis ös heurathen thüet.“ Und der fünfjährige Knabe weinte nicht mehr. Die Worte der alten Nähterin galten ihm alles.

Bald nach Neujahr 1791 erkrankte mein guter Vater, und er beschloss sein Leben schon am 18. Jänner in einem Alter von erst 49 Jahren. Die trostlose Witwe und die Kinder, die

---

<sup>1)</sup> Handwerksmässige Stubenarbeit, welche gegen Kost und Taglohn in der Wohnung des Bestellers ausgeführt wird.

den Verlust erfassten, weinten heisse Thränen, Ich war damals 7 Jahre alt, und betete unablässig bei der Leiche des geliebten Vaters.

Im folgenden Sommer übersiedelte die tiefbetrübte Mutter mit ihren sechs kleinen Kindern (das älteste, die Anna' zählte nicht mehr als 10 Jahre) nach Meran, wo sie dieselben besser erziehen zu können hoffte, zumal sie auch dort ihre Verwandten hatte. In der Stadt Meran besuchte ich die deutsche Schule und dann das von den Marienberger P. Benediktinern sehr gut geleitete Gymnasium. Während dieser Jahre erlebte ich mehrere Todfälle in unserer Familie. Am 12. März 1796 starb mein jüngster Bruder Maximilian Joseph, 5 Jahre alt; am 4. April 1798 meine edle fromme Mutter, erst 39 Jahre alt, (ich zählte damals 14 Jahre); am 26. Juni desselben Jahrs mein ältester Bruder Franz Anton, Schüler der zweiten Gymnasialklasse, 11 Jahre alt und am 2. März 1799 mein Bruder Sebastian Felix 9 Jahre alt. Wir andern Geschwister Anna, Ludwig Nikolaus und ich lebten mitsammen. Die Schwester Anna führte die Wirthschaft.

Als im Jahre 1799 eine feindliche französische Armee aus Graubünden in den Vinschgau eingebrochen war, die Stadt Glurns und den grossen Markt Mals bereits geplündert und in Asche gelegt hatte, und dem Vaterlande weitere grosse Gefahr drohte, ergriff mich die feurigste patriotische Begeisterung und ich zog in dem zarten Alter von 15 Jahren ungeachtet des Widerspruches meines Vormundes mit der Schützen-Compagnie Wolf von Meran dem Feinde entgegen. Wir wurden in das Thal Matsch beordert. Da half ich den gefährlichen Vorpostendienst am Matscherberge versehen. Ich stand einsam auf der Wacht, als — es war am Charfreitag — die Franzosen, die grausamen Mordbrenner, das Dorf Schluderns am Fusse des Berges um Mitternacht in den Brand steckten, wodurch der Berg ganz unheimlich wie am hellen Tag erleuchtet wurde. Welch' ein schauderhaftes Schauspiel! Das nur zu sehr vernehmbare Geprassel der einstürzenden Dachstühle und Holzwände steigerte noch das Furchtbare desselben. Dass ich, ganz



unerfahrer junger Mensch, dadurch auf's tiefste ergriffen wurde, darf ich wohl nicht erst versichern. Den Feind bekamen wir nur durch das Fernrohr zu Gesicht; jeder Angriff war uns strenge verboten. Es war am Ostersonntag, als ich am frühen Morgen, vom Vorpostendienst abgelöst, vom Schlaf überwältigt auf einen Stein hingelegt einschlief, wodurch es geschah, dass ich die halbe Feldmesse verschlief, was mich sehr schmerzte, weil es nicht mehr gut zu machen war.

Unerwartet erhielten wir Nachricht, dass der Feind abgezogen sei, weil, wie es hiess, das in Oberengadin gestandene französische Corps von den Oesterreichern unter Mitwirkung der Tiroler Landesschützen gänzlich geschlagen worden. Hierauf wurden die Landesvertheidiger im Vinschgau nach Hause entlassen. Als wir heimkehrend unsere Station Matsch verliessen, traten uns nur zu bald die grässlichsten Scenen wilder Zerstörung entgegen. So sahen wir zu unserm Erschrecken in der Tartscher Pfarrkirche die hl. Hostien auf dem Boden zerstreut herumliegen, die Heiligenstatuen von den Altären herabgerissen, an Kopf Händen und Füßen schändlich verstümmelt, und die Betstühle umgestürzt. Wir waren die ersten, welche das Gotteshaus nach dieser Entweihung betraten. Wir eilten den nächsten Geistlichen aufzusuchen und hievon die Anzeige zu machen. Um das Dorf waren Garne wie ein Netz herumgezogen; das erfuhr der Fleiss der arbeitsamen Hausmütter! Der Tartscherbühel, bekannt wegen der Jahrmärkte, die darauf gehalten werden, sah aus, wie beschneit. Bei näherer Untersuchung fanden wir, dass die Schneeflocken Bettfedern waren. Ohne Zweifel bemühten sich die Schurken die Betten dahinzutragen, und dort die Federn auszuschütten. Die wildeste Zerstörungswuth im Verein mit der raffiniertesten Bosheit kann mehr kaum erfinden. Ich könnte noch Verschiedenes anführen, was in dieses Kapitel gehörte; allein das Gesagte wird genügen, um den Charakter der „grossen“ Nation hervorzuheben, und darzuthun, dass ich als ein Knabe in zwei Wochen Erfahrungen machte, die den tiefsten Eindruck auf mein gefühlvolles Gemüth für meine ganze Lebenszeit zurückliessen.

Auf meinem Rückmarsch durch Vinschgau besuchte ich in Laas einen Vetter, Verwandten meines Vaters, wo ich sehr gastfreundlich eingeladen wurde, wenigstens „Nachtherberg“ bei ihm zu nehmen. Dieser Anbot war mir höchst willkommen und wurde dankbar angenommen. Ich erhielt ein sehr gutes Traktement, und unter andern kamen sogenannte Laaser Nudel auf den Tisch. Ich verstand mich lange nicht darauf, was das für Nudel seien. Dann war's ein Gericht von kleinen Fischchen — Neunaugen — welche sich in der Etsch und vorzüglich bei Laas in ungeheurer Menge aufhalten und darum „Laaser-Nudel“ genannt werden. Ich blieb bei diesem lieben Vetter auch über Nacht, und schlief in einem guten Bett, das ich wohl seit langem entbehrte, so vortrefflich, dass ich neu gestärkt am andern Morgen spät aufstand, denn ich war von den vielen Nachtwachen und ungewohnten Strapazen ganz müde und erschöpft.

Als ich in Meran angekommen, nahm ich die abgebrochenen Studien gleich wieder auf. Ich vollendete sie ohne weitere Unterbrechung im Jahre 1800 mit solchem Erfolge, dass ich am Schlusse des Gymnasiums den dritten Platz als erster Accessor behauptete. Meine beiden Vormänner waren Simon Schwalt und Joseph Grasser. Jener starb als Universitätsprofessor zu Innsbruck, und dieser als Bischof in Verona.

Im Herbste desselben Jahres ging ich auf die Universität nach Innsbruck, wo ich bei einem Tracteur, Karl Doblander, Kost und Quartier nahm. Der Aufenthalt in dieser Stadt gefiel mir ganz gut, ich lebte vergnügt, gesund und sparsam. Im ersten Jahre verwendete ich nicht ganz 200 fl. Condiscipel von schlechtem oder zweifelhaftem moralischen Charakter sowie andere gefährliche Gesellschaften mied ich immer sorgfältig. Meine Freunde waren grösstentheils die mit mir aus Meran und dortiger Gegend nach Innsbruck gezogenen alten Bekannten. Ich besuchte manchmal das damals ziemlich gut bestellte Theater, wenn gute Stücke gegeben wurden. Bei Faschingsunterhaltungen machte ich selten und nur in ehrenwerther Gesellschaft mit.

Doch eines lauten, ja lärmenden Festes, an dem ich sponte

coactus auch theilnahm, muss ich hier erwähnen. Der bekanntlich am 9. Februar 1801 geschlossene Lüneviller Friede wurde auch in Innsbruck publicirt. Darüber herrschte, begreiflich nach so vielen blutigen Kriegsjahren und Leiden, grosser Jubel, obschon er diese Ehre nicht verdiente, besonders wegen der darauf mit dem Reichsdeputations-Abschluss 1803 erfolgten Beraubung des katholischen Deutschlands. Bei der Kundgebung dieses Jubelfestes waren die Studenten nicht die letzten. Sie versammelten sich im Mayr'schen Gasthause ausser der Innbrücke. Da lebte das junge Volk in Sans und Braus; da fehlte es auch nicht an muthwilligen Excessen. Ich führe von mehreren nur einen an. Joseph von Lombardi, ein miserabler Student, wegen seiner Stupidität die Zielscheibe allgemeiner Neckereien, war eben daran, ein gefülltes Glas zum Mund zu führen, als in demselben Augenblicke rückwärts sein hoher Hut einen solchen Schlag erhielt, dass dieser seinem Herru über Augen, Nase und Mund herabstürzte, wodurch es geschah, dass das volle Glas auf dem Boden in Stücke zerfiel. Der arme Geprellte entledigte sich seiner Gesichtsmaske, wusste aber nicht, wer ihm diesen Liebesdienst erwiesen, obschon seine glozenden Augen denselben auszukundschaften sich lange bemühten. Doch er beruhigte sich, und trank von da an ohne Hut. Ich wurde freundlicher behandelt. Ein gewisser Maffei, ein Nonsberger, brachte mir im halbberauschten Zustande an der Gabel angesteckt einen ganzen Kapaun mit den Worten: „Staffler, sieh', da hast du auch ein Bröckel.“ Ich lehnte diese Grossmuth dankbar ab und ass aus meinem Teller. Es wurde gesungen, gejoht, geschrien und gepoltert. Erst in später Nachtstunde trennte man sich vom Gasthause. Als wir auf der Innbrücke angekommen waren, übermännete mich und meine nüchtern gebliebenen Kameraden ein gewaltiger Schrecken. Da fiel es dem stark angetrunkenen Maffei plötzlich ein, auf das Brückengeländer hinaufzusteigen, in dessen Mitte ein Laternenpfahl sich befand, um dort seine Pfeife anzuzünden. Aengstlich riefen wir ihm zu, ja nicht hinaufzusteigen, allein umsonst. Er gab uns nur die stotternde Antwort zurück: „Wenn ich auch einen

Rausch hab', hinabfallen thu' ich doch nicht!" Wir kamen endlich ohne Unglück nach Hause.

Mehrere ordentliche Studenten aus der Gegend von Meran waren bald darnach bei einem Glas Bier versammelt und besprachen das Unsinnige der eben abgehaltenen Friedensfeier. Da kam der Gedanke (von wem weiss ich nicht mehr) in Vorschlag, zur würdigern und angenehmern Feier des Friedens in den Vakanzmonaten in Meran Komödien zu spielen. Dieser Vorschlag gefiel allgemein, und ich war einer von denen, die am lebhaftesten beistimmten. Bei spätern Zusammenkünften ward der Plan des Studenten-Theaters näher entwickelt und beschlossen. Das Studienjahr hatte sein Ende erreicht, und wir zogen wohlgemuth nach Meran.

Pöder, Kofler, Mitterer, Schwalt und nebst meiner Wenigkeit Rapp<sup>1)</sup> (dieser wenngleich ein Innsbrucker, doch unser besonders guter Freund) waren die ersten Unternehmer. Dazu kamen bald noch Andere. Mich machte man zu einem Stück Direktor. Ich musste fast allein die Gründung des Theaters übernehmen. Einen brauchbaren Saal nebst Nebenzimmer fanden wir beim Caffetier Jordan. Ein Tischler und ein Maler stellten uns auf Credit Bühne und Scenarium her. Die Gardine präsentierte auf einem galoppirenden Pferd einen Courier, aus dessen Posthorn das Wort „Friede“ hervorging. Am obersten Raum der Gardine standen in gigantischen Buchstaben die ominösen Worte: *Delectando pariterque monendo*. Für die Kostümirungen sorgte meine Schwester, die übrigens keine Mitspielende sein wollte. Wir wählten besonders anfangs grösstentheils Stücke von Jahn (da diese nicht nur sehr moralisch gehalten sind, sondern uns den sehr erwünschten Vortheil boten, dass darin keine Frauenspersonen vorkommen) wie: die Früchte der guten Kinderzucht, den sächsischen Prinzenraub etc. Die Vorbereitungen hatten die erfreulichsten Fortschritte gemacht

---

<sup>1)</sup> Joseph Rapp, der Verfasser des bekannten Geschichtswerkes „Tirol im J. 1809“, starb als jub. Kammer-Procurator zu Innsbruck 1865. Staffler's Gattin war eine Schwester Rapp's.

und Alles war begeistert für unser Unternehmen. Da erfuhren wir ganz unerwartet vom Landrichter, dass wir ohne krei-  
samtliche Bewilligung nicht spielen dürfen. Ich liess in Er-  
manglung eines Reitpferdes einen alten Wagengaul satteln und  
eilte nach Bozen zum Kreisamt. Nach diesem sechsständigen  
Ritt wie gerädert dort angekommen, übergab ich unsere vom  
Landgerichte einbegleitete Bittschrift dem Kreishauptmanne  
selbst. Dieser Mann war mir so wichtig, dass mir sogar sein  
Name in der Erinnerung blieb, er hiess Philipp Baroni-  
Cavalcabò und war ein Damaltiner. Nach einer flüchtigen Ueber-  
blickung des Gegenstandes der Frage liess er die Donnerworte  
hören: „Das kann nicht sein.“ Auf meine dringende, mit allen  
möglichen Gründen unterstützte Gegenvorstellung bekam ich die  
mir unvergessliche Antwort: „Ich kann es Ihnen ebenso wenig  
erlauben, wenn Sie mein Sohn, wie wenn Sie ein Amerikaner  
wären. Der Bescheid auf Ihr Gesuch wird Ihnen nächster Tage  
schriftlich durch das Landgericht zukommen. Adieu.“ — So war  
ich von den schönsten Hoffnungen, im Wahne so nahe am  
Ziele, plötzlich herabgeworfen in das trostlose Nichts! Mit wel-  
chen Gefühlen ich nun wieder meinen alten Klepper zur Rück-  
reise bestieg, kann sich nur der einen Begriff machen, der  
meine Begeisterung für die Ausführung unseres Planes einer-  
seits kannte, und der es erfahren hat, wie ein solcher Ritt,  
besonders zum zweitenmal anschlägt. Nachdem ich Meran nach  
unsäglichen Mühen und Leiden endlich erreicht hatte, hielt ich  
sogleich mit Pöder Rath. Dieser schrieb mit erster Post sei-  
nem Freund Rapp, der, um noch eine Prüfung zu machen in  
Innsbruck zurückgeblieben, und erst später nach Meran zu  
kommen gesinnt war. Er schilderte ihm unsere Verlegenheit  
mit der dringenden Bitte, das in's Stocken gerathene so schöne  
Unternehmen beim Gubernium zum glücklichen Gedeihen zu  
vertreten. Rapp hat die Sache gut gemacht, und wir erhielten  
die ersehnte Erlaubnis, ehe vierzehn Tage verstrichen waren.  
Jetzt ging es mit Ernst los. Die Pfarrmusikanten unter der  
Direktion des braven Goller widmeten uns mit Freuden ihre  
Dienste. Wir hatten unsere Rollen fleissig einstudirt, und für

Alles war so gut als möglich gesorgt. Gleich die erste Produktion wurde vom gefüllten Saale belohnt. Der Besuch steigerte sich mehr, als auch Rapp angekommen war und wir nebst guten Schauspielen, wie z. B. der Bruderzwist von Kotzebue, Medon oder die Rache des Weisen von Clodius, auch Operetten und kleine Singspiele gaben als: Schalemach, der geizige Bauer, der Bettelstudent oder das Donnerwetter, Sultan Wampum, der Geburtstag auf dem Lande (dieser eine Composition von Rapp). Wir wurden meistens mit rauschendem Beifall belohnt, und unter den Zusehern befanden sich ausser der Noblesse, den Honoratioren und Bürgern von Meran auch öfters die Prälaten von Marienberg, von Wessobrunn und andern baierischen Abteien, selbst ansehnliche Fremde verschmähten es nicht, unser kleines und bescheidenes Theater zu besuchen. Die Prälaten von Baiern waren zur Weinlese auf ihren Gütern in der Umgegend von Meran gekommen, daher ihre Theilnahme an unsern Vorstellungen. Von den andern Fremden, die diese mit ihrer Gegenwart beehrten, kann ich eines vorzüglichen Mannes nicht unerwähnt lassen, nämlich des berühmten Universitätspredigers P. Benitius Mayr, des Serviten-Ordens von Innsbruck, der dem schönen Schauspiele „Medon“ beiwohnte, in dem Anna, die Tochter des Caffetier Jordan sehr gut spielte. P. Benitius fand ein solches Wohlgefallen daran, dass er derselben bei seiner Abreise ein paar äusserst schmeichelhafte Verse mit einem schönen Skapulier als Anerkennung zurückliess. Ich kann mir nicht versagen, das kleine Gedichtchen, da ich es mir vorge-merkt hatte, hieher zu setzen:

Ich sah's — Du fühltest  
Die Rolle, die Du spieltest;  
Eh' Du die Clelia von Clodius gelesen,  
Bist Du an Herz und Sinn schon lang ihr gleich gewesen.  
Bleib Clelia im Schauspiel Deines Lebens,  
Fürwahr! Du bist es nicht vergebens;  
Du findest Deinen Lohn —  
Einen Medon! —

Am meisten Furore machte die komische Operette, mit sehr angenehmen in's Gehör gehenden Melodien: „Der Bettelstudent

oder das Donnerwetter“, da Rapp aber auch meisterhaft spielte; sie musste wohl zwölfmal wiederholt werden. Ich für meine Person konnte dabei als *Asinus ad lyram* nicht auftreten, hatte aber trotzdem keine unwichtige Rolle, denn ich war *Jupiter fulminans et tonans* hinter den Coulissen. Ungeachtet der geringen Eintrittstaxe von 18, 12 und 6 kr. R.-W. hatten wir hübsche Einnahmen, einigemal zu 100 fl., wodurch wir in den Stand gesetzt wurden, alle unsere Schulden zu bezahlen.

Die Ferienzeit war abgelaufen und unser Beruf trieb uns wieder nach Innsbruck. Wir schieden von Meran mit dem Entschlusse, das folgende Jahr unsere theatralische Unterhaltung zu wiederholen, wozu wir vom Meraner Publikum lebhaft aufgefordert wurden. (Diess geschah auch mit so günstigem Erfolge, dass das sämmtliche Theaterpersonale mit mässigen Geld-Betheilungen bedacht werden konnte). — Eines auf dieses Kömödienspielen bezüglichen Umstandes muss ich noch erwähnen, der von meinem Leichtsinne und dadurch erzeugten Schrecken Zeugnis gibt. Als Graf Sonnenstern im „Bruderzwist“ sollte ich mit einem Brillantring am Finger erscheinen. Diesen vertraute mir eine adelige Frau der Stadt. Der Ring war echt und auf 500 fl. geschätzt. Nach geendigtem Spiele legte ich den Ring auf einen Tisch der Bühne. Beim späten Nachhausegehen vergass ich auf den Ring. In der Nacht, bereits im Bette, fiel mir das vergessene Kleinod ein. Voll Schrecken zog ich mich eilends an, und ging mit einer Laterne in den ganz offenen Spielsaal und der Ring glänzte mir zu meiner grossen Freude entgegen. Ich verkaufte ihn nach dem Wunsche der Eigenthümerin dann in Innsbruck um 525 fl.

In Innsbruck hatte ich mich fleissig den Studien gewidmet. Indessen traf mich nur zu bald ein sehr schmerzliches Ereignis. Gegen Ende des Studienjahres 1802 erkrankte mein einziger Bruder Nikolaus, ein edler sehr fähiger Jüngling, der ebenfalls in die Universitäts-Studien nach Innsbruck gekommen war, an einem Brustdefekt sehr bedenklich. Wenige Tage vor der philosophischen Prüfung fragte er mich ängstlich: Ich weiss nicht, soll ich noch die Prüfung machen oder nicht. Er war schon

einige Wochen leidend. Ich wollte ihm die Prüfung nicht ab-rathen, um ihm seinen Zustand nicht noch schwerer zu machen, andererseits glaubte ich, dass er die Prüfungen kaum bestehen werde, da seine Krankheit eine gehörige Vorbereitung zumal in so kurzer Zeit wohl kaum gestatten werde. Ich sagte ihm, er soll gerade thun, wie es ihn freue. Er entschloss sich für die Prüfungen, und erhielt — wie sehr staunte ich — aus allen Fächern die Note der Eminenz. Mit grossem Kummer begleitete ich ihn in den Ferien nach Meran, wo er bei unserer Schwester Anna, die kurz vorher mit dem dortigen Landrichter Dr. Joseph Franz Wieser sich verheiratet hatte, am 9. Jänner 1803 in einem Alter von 18 Jahren christlich fromm seine Tage beschloss.

Nachdem ich die philosophischen Jahre zurückgelegt, trat die Standeswahl ein. Ich berieth mich mit dem hochgeschätzten Universitätsprediger P. Benitius, und nach Anrufung des heiligen Geistes glaubte ich als Arzt am erspriesslichsten wirken zu können. Allein der heilige Geist wollte es anders. Ich besuchte eine Vorlesung aus der Anatomie und in der ersten Stunde, als man ein menschliches Auge zergliederte, befahl mich ein solches Grauen, ich soll vielmehr sagen, ein solcher Schrecken, dass ich nahe daran war, ohnmächtig zu werden. Ich verliess schnell den anatomischen Saal, und erkannte, dass ich für die Arzneiwissenschaft nicht geschaffen sei. Nun wählte ich das Jus als mein Brodstudium, das ich mit verdoppeltem Fleiss in drei Jahren zu Stande brachte, indem mir bewilliget worden war, zwei Jahrgänge in einen zusammenzuziehen.

Nachdem ich die Universitäts-Studien mit Ehren absolvirt hatte, nahm ich noch aus beiden Rechten das Doktorat, und trat dann beim Landgerichte in Meran in die Praxis. Doch es dauerte nicht lange, dass ich mich ungestört den gerichtlichen Geschäften widmen konnte.

Ein neuerlicher französischer Einfall brachte das Land wieder in Gefahr. Es handelte sich zunächst um die Rettung des abgeschnittenen im November 1805 über Vinschgau nach Meran gekommenen österreichischen Corps des Prinzen Rohan.



Der Landrichter Wieser hielt es für dringend nothwendig, den F. M. L. Gr. Giulay, der damals in Sterzing stand, unverzüglich von der bedrängten Lage Rohan's in Kenntniss zu setzen. Diese Mission wurde mir übertragen. Bereitwilligst begab ich mich in spätester Abendstunde nach Passeier und die Nacht über den Jaufen nach Sterzing, wo ich mich durch Uebergabe der landgerichtlichen Depesche im Hauptquartier des Generals Giulay — er selbst war abwesend — meines Auftrags entledigte. Diese Courierreise war nicht nur mühsam, sondern auch nicht ohne Gefahr, da die Franzosen bereits durch das Pusterthal und bis Bozen vorgedrungen waren. Das schlimmste dabei war, dass sie keinen Erfolg hatte. Giulay that für Prinz Rohan nichts, und dieser hatte die unselige Caprice, anstatt durch das Pusterthal, wo nur ein kleines feindliches Corps im Anzuge war, sich durchzuschlagen, nach Italien zu marschiren. Den Durchzug durch Bozen musste er sich auch erkämpfen und bei Mestre erwartete ihn der französische General St. Cyr, von dem er mit überlegener Macht angegriffen, er selbst verwundet und seine Truppe, die nicht mehr als 6000 bis 7000 Mann zählte, theils gefangen, theils aufgerieben wurde.

Meine Praxis beim Landgerichte Meran betrug beinahe 2 Jahre. Tirol fiel bekanntlich im Jahre 1806 an Baiern. Am 5. Juni 1807 bewilligte mir das baierische Gubernium die Conceptspraxis bei der Kammerprokuratur in Innsbruck, wo ich mich zugleich zu den damals vorgeschriebenen allgemeinen Konkursprüfungen aus den politischen und rechtlichen Gegenständen vorbereitete, die ich gemäss der Zeugnisse vom 29. Jänner und 3. Februar 1808 mit sehr gutem Erfolg ablegte. Auf all' diese Anstrengungen gönnte ich mir eine Vergnüungsreise nach Wien, die ich mit dem Gubernialrathe Herrn Robert Benz <sup>1)</sup>, der zu seiner Vermählung dahin reiste, auf 14 Tage

---

<sup>1)</sup> Robert Freiherr von Benz starb als jnb. k. k. Gubernial-Vizepräsident am 1. Mai 1849 zu Innsbruck, nachdem er vom August 1848 bis Anfang Februar 1849 als Landeschef die Provinzialregierung von Tirol geleitet hatte.

unternahm. Benz war mein politischer Prüfungs-Commissär. Nach geendeter Prüfung glaubte ich ihm einen Dankbesuch abstatton zu sollen. Infolge der freundlichsten Einladung wiederholte ich diese Besuche und Benz wurde mein Gönner und Freund.

Nachdem ich alle Prüfungen mit Ehren bestanden, und auch über landgerichtliche und fiscalämtliche Praxis mich auszuweisen in der Lage war, hatte ich mich um die Verleihung einer landgerichtlichen Aktuarstelle in Kompetenz gesetzt. Die Erledigung dieses Gesuchs wollte ich bei meinem Schwager, dem Landrichter Wieser in Meran abwarten. Ich begab mich also dahin.

Meine Reise fiel eben in jene Zeit, da die Verfolgung der Meraner Geistlichkeit von Seite der baierischen Regierung im vollen Zuge war. Ganz unschuldig wurde auch ich in diese gehässige Geschichte hineingeflochten, was wohl auf mein Anstellungsgesuch sehr nachtheilig hätte wirken können. Der geringfügige Anlass war, dass ich dem Kapuziner-Guardian Benedikt Peintner von Meran auf Geheiss des Landrichters einen Vorweis zur Kapitelreise nach Innsbruck schrieb, den der Landrichter dann unterfertigte, ferner, dass ich den P. Guardian, der sich an demselben Tag nach Lana in das dortige Kapuzinerkloster begeben wollte, eine Strecke Wegs begleitete.

Es war ein heisser Sommertag und ich kam ganz échauffirt zurück. Da sah mich ein bekannter Herr. „Woher, mein Lieber, so schweisstriefend?“ war gleich die Frage des Neugierigen. Harmlos erzählte ich den ganzen Anlass. Dieser Herr nahm den Weg in die Gerichtskanzlei und erwähnte da ohne Zweifel ebenso arglos des Zwiegespräches, das er mit mir hatte. Das hörte der Landgerichtsaktuar von Hörmann, ein Vertrauter des Regierungs-Commissärs von Hofstetten, der das ganze gegen die Geistlichkeit angeordnete Bedrückungsverfahren auf eine fast tyrannische Weise leitete und steigerte. In derselben Nacht, als P. Guardian Benedikt bereits nach Lana abgegangen war, hatte man das Kapuzinerkloster in Meran aufgehoben, die ehrwürdigen Patres auf Leiterwagen gesetzt, und nach Baiern (Altötting) deportirt. Dass ihnen der Guardian so mal-à-pro-

pos entschlüpfte, konnten die Herren kaum verschmerzen. Die Art und Weise, wie das Aufhebungsmanöver ausgeführt wurde, war in der That eckelhaft und einer öffentlichen Behörde im höchsten Grade unwürdig, wenn man sie nicht bübisch nennen will. Nun, was geschah? In später Nachtstunde, als die guten Patres lange schon auf ihrem Strohsack lagen, schlich sich ein Trupp Soldaten heimlich in die Nähe des Klosters. Einer aber, als ein altes Weib verkleidet, kam zur Pforte und riss gewaltsam an der Glocke. Der Portner kam und fragte von innen, was man wolle. Eine klägliche Weiberstimme antwortete: „Der Pater Guardian wird schönstens gebeten, schnell zu einer sterbenskranken Person zu kommen.“ Der Portner: „Der P. Guardian ist nicht da, ich werde es aber gleich dem P. Vikari sagen. Geduldet nur ein wenig.“ Mit diesen Worten öffnete sich die Pforte und der Bruder ging, um dem P. Vikari die Anzeige zu machen. Jetzt stürmte der auf der Gasse gestandene Schwarm der Bewaffneten in die so treuherzig geöffneten Räume des stillen Klosters, jubelnd über die gelungene Kriegslist, die den Tapfern ohne Schwertstreich die so wichtige Festung in die Hände gespielt. Diesen gegen die armen Mönche schon seit Langem beschlossenen Schlag hat man so geheim gehalten, dass selbst der Landrichter davon nichts wissen durfte. Ueber die so gelungene Execution gegen die Kapuziner-Mönche ging sogleich ein Bericht nach Innsbruck ab. Darin hat man auch meiner gebührend gedacht. Ich ward angeklagt, dass ich den Kapuziner-Guardian von Meran mit einem Pass versehen und persönlich aus der Stadt hinausgeschwärzt habe. Ich war also als eine der Hauptursachen bezeichnet, warum der Guardian nicht mit den andern Mönchen aufgehoben werden konnte. Dieser saubere Hofstetten'sche Bericht wurde eben zur Zeit erstattet, nachdem ich bereits als Landgerichtsaktuar von Bozen in Vorschlag gebracht, oder vielleicht gar schon ernannt worden. Beim Gubernium wurden auch gleich Stimmen laut, dass Derjenige, der sich gegenüber den Verfügungen der Regierung, wenn nicht feindlich, doch wenigstens hindernd benimmt, keine Anstellung verdiene. Besonders energisch sprach sich Herr

von Mieg gegen mich aus. Von dieser Gefahr liess mich mein Gönner Benz im Geheimen in Kenntniss setzen. Ich erkannte die Wichtigkeit der Sache, und eilte über den Jaufen nach Innsbruck.

Hier begab ich mich vor allem zu Benz und dann zu Mieg. Die Audienz, die ich bei Herrn von Mieg hatte, ist selbst ihrem wörtlichen Inhalte nach meinem Gedächtnisse nicht entschwunden. Dieser Herr war Referent in Dienstverleihungssachen. Es musste mir also sehr daran liegen, den Schatten zu entfernen, in den ich bei ihm gesetzt worden. Ich fing gleich mit der Anklage an (die — ich konnte wohl nur sagen: wie ich hörte — gegen mich vorgebracht worden), als hätte ich bezüglich des Kapuziner-Guardians von Meran dem Herrn Regierungs-Commissär von Hofstetten entgegen gehandelt. Ich betheuerte meine Unschuld und klärte auf, dass ich den dem P. Guardian ausgestellten Vorweis auf Geheiss des Landrichters nur geschrieben und nicht unterschrieben, und dass ich diesen Ordensmann allerdings eine Strecke Weges begleitet habe. Im ersten Falle bin ich so unschuldig, als die hiebei verwendete Schreibfeder und zur Rechtfertigung des zweiten erlaube ich mir die Versicherung, dass P. Benedikt ein Ehrenmann und mein Freund ist. Vom Hinausschwärzen desselben kann also keine Rede sein, wie in der Anklage mir vorgeworfen wurde. Nachdem der Herr Gubernialrath mich ruhig angehört, ergoss er sich in die bittersten Beschuldigungen. „Wer“, sagte er im heftigsten Tone, „wer hat Sie hieher gerufen? Was ist von Ihrer ungebetenen Entschuldigung zu halten? Sie kommen mir vor gerade wie der Wolf in der Fabel, der, nachdem er den Hirsch zerrissen hat, kommt und betheuert, er habe es nicht gethan. Ihr glaubtet, die Karten gut gemischt zu haben, aber ihr irrtet; man hat euer Spiel durchschaut, eure Pläne sind entdeckt u. s. w.“ Schliesslich sagte er: „Wegen Ihrer Anstellung wird ein Bericht nach Hof erstattet und Sie haben die Erledigung desselben abzuwarten.“ Hiemit war ich entlassen.

Nach dieser keineswegs tröstlichen Verhandlung bei Mieg begab ich mich zum Kreisdirector Widder, der glücklicherweise

von Mieg gegen mich aus. Von dieser Gefahr liess mich mein Gönner Benz im Geheimen in Kenntniss setzen. Ich erkannte die Wichtigkeit der Sache, und eilte über den Jaufen nach Innsbruck.

Hier begab ich mich vor allem zu Benz und dann zu Mieg. Die Audienz, die ich bei Herrn von Mieg hatte, ist selbst ihrem wörtlichen Inhalte nach meinem Gedächtnisse nicht entschwunden. Dieser Herr war Referent in Dienstverleihungssachen. Es musste mir also sehr daran liegen, den Schatten zu entfernen, in den ich bei ihm gesetzt worden. Ich fing gleich mit der Anklage an (die — ich konnte wohl nur sagen: wie ich hörte — gegen mich vorgebracht worden), als hätte ich bezüglich des Kapuziner-Guardians von Meran dem Herrn Regierungs-Commissär von Hofstetten entgegen gehandelt. Ich betheuerte meine Unschuld und klärte auf, dass ich den dem P. Guardian ausgestellten Vorweis auf Geheiss des Landrichters nur geschrieben und nicht unterschrieben, und dass ich diesen Ordensmann allerdings eine Strecke Weges begleitet habe. Im ersten Falle bin ich so unschuldig, als die hiebei verwendete Schreibfeder und zur Rechtfertigung des zweiten erlaube ich mir die Versicherung, dass P. Benedikt ein Ehrenmann und mein Freund ist. Vom Hinausschwärzen desselben kann also keine Rede sein, wie in der Anklage mir vorgeworfen wurde. Nachdem der Herr Gubernialrath mich ruhig angehört, ergoss er sich in die bittersten Beschuldigungen. „Wer“, sagte er im heftigsten Tone, „wer hat Sie hieher gerufen? Was ist von Ihrer ungebetenen Entschuldigung zu halten? Sie kommen mir vor gerade wie der Wolf in der Fabel, der, nachdem er den Hirsch zerrissen hat, kommt und betheuert, er habe es nicht gethan. Ihr glaubtet, die Karten gut gemischt zu haben, aber ihr irrtet; man hat euer Spiel durchschaut, eure Pläne sind entdeckt u. s. w.“ Schliesslich sagte er: „Wegen Ihrer Anstellung wird ein Bericht nach Hof erstattet und Sie haben die Erledigung desselben abzuwarten.“ Hiemit war ich entlassen.

Nach dieser keineswegs tröstlichen Verhandlung bei Mieg begab ich mich zum Kreisdirector Widder, der glücklicherweise

erwiesen. Nach einem mässigen Frühstück reisten wir gleich nach Bozen ab. Dort angekommen machte ich noch einen kurzen Ausflug nach Meran, um die Neuvermählte meiner Schwester und dem Schwager Wieser vorzustellen. Kurz vorher war Wieser als Appellationsgerichts-rath nach Memmingen und ein gewisser Vincenti als Landrichter von Meran ernannt worden <sup>1)</sup>. Zu Ehren des Letztern wurden Festlichkeiten und insbesondere ein solenner Ball veranstaltet. Wider Willen musste auch ich auf diesem erscheinen. Am folgenden Morgen — es war der 11. Februar — kehrte ich mit meiner Frau nach Bozen zurück. Da erfuhren wir, dass in derselben Nacht der Weg zwischen Meran und Bozen an mehreren Stellen abgegraben, somit die Verbindung mit Fuhrwerk aufgehoben worden; ferner hörten wir, dass ein Klub von Insurgenten in Meran ganz im Geheimen beschlossen habe, die erwähnte Ballgesellschaft aufzuheben, was jedoch durch die Besonnenheit des biedern Valentin Tschöl, der einer der ersten Eingeweihten war, verhindert wurde. Jetzt erkannte ich, welches Los mich getroffen hätte, wäre mir nicht von meinem guten Genius eingegeben worden, zu rechter Zeit Meran zu verlassen.

Jetzt war der Aufstand im ganzen Lande ausgebrochen, wovon kein baierischer Beamter auch nur die geringste Wissenschaft oder Ahnung hatte. Interessant, ja fast komisch war es; wie wir Beamte in Bozen die erste Kenntniss davon erhielten. Am 12. Februar etwa um 11 Uhr Vormittags kam der Gerichtsdiener in das Kanzleizimmer mit den Worten: „Herr Landrichter, ich habe zu melden, dass mehrere Hundert mit Büchsen bewaffnete Bauern von Morizing gegen die Stadt hereinziehen.“ Der Landrichter von Hellrigl vollkommen ungläubig und auf-

---

der nach ihm benannten für die Landesgeschichte ausserordentlich wertvollen Bibliotheca Tirolensis Dipauliana, welche sich jetzt im Ferdinandeum befindet.

<sup>1)</sup> Aus Anhänglichkeit an sein Vaterland verzichtete Dr. Wieser auf diese ehrenvolle Beförderung, und übersiedelte noch in demselben Jahre nach Brixen, wo er bis 1811 als Landrichter thätig war. Erst 1817 wurde er zum k. k. Appellationsrath in Innsbruck ernannt.

gebracht über diese Meldung erwiderte dem Gerichtsdieners bursch: „Was fällt dir denn ein, du Esel, hast etwa Bauern mit Hauen und Schaufeln gesehen.“ Der Gerichtsdieners ging, kam aber bald wieder und sagte: „Herr Landrichter, ich habe zu melden, dass die bewaffneten Bauern sich beim Badl an der Talfer befinden.“ Der Landrichter, noch immer ungläubig, fuhr den Meldenden noch heftiger an mit den Worten: Pack dich fort mit deiner Lügennachricht. Der Gerichtsdieners ging, kam aber bald wieder und sagte: „Herr Landrichter, ich habe zu melden, dass die Bauern durch die Fleischgasse hereinmarschieren.“ Jetzt nahm der Landrichter sein Hütchen von der Wand herab und ging und ich mit ihm. Bald begegneten wir einer bedeutenden Schar bewaffneter Männer. Sie waren aus der Gegend von Meran, deren einige als brave Leute mir gut bekannt gewesen. Von diesen hörte ich, dass der Aufstand im Lande allgemein, und von Oesterreich, insbesondere vom Erzherzog Johann eingeleitet sei. Mein Landrichter, der dies alles recht schön fand — er verstand den Mantel nach dem Wetter zu wenden — der bisher der eifrigste Anhänger der bayerischen Regierung war, schloss sich nun mit dem grössten Enthusiasmus an die Sache der Insurrektion. Auf Befehl des österreichischen Intendanten Freiherrn von Hormayr wurden nun alle aus Baiern nach Tirol gesetzte Beamte von ihren Dienstposten entfernt und ausser Land, grösstentheils nach Ungarn transportiert. Dieses Los traf, wie begreiflich zuerst den baier. Regierungs-Commissär von Hofstetten, der zwar nicht körperlich beleidigt, aber mit Spott und Schimpf überschüttet wurde.

Um jene Zeit ersah ich aus einem vom k. k. Unterintendanten von Tschiderer aus Brixen an mich gelangten Erlass vom 22. April 1809 zu meiner nicht geringen Ueberraschung, dass mich die k. bayerische Regierung zum Landgerichtsassessor in Viechtach ernannt habe, wobei mir vom Unterintendanten zugleich die Weisung zuing, dass ich auf meinem bisherigen Amtsposten provisorisch zu verbleiben habe. Doch schon im nächsten Monat sollte ich denselben wieder verlassen. Baron von Hormayr ernannte mich mit Decret vom 5. Mai zum Land-

richter in Sterzing. Ich sah diese, wenngleich ehrende Erinnerung als ein Unglück an; denn Sterzing war zu jener Zeit wegen seiner Lage am Fusse des Jaufen und des Brenner ein äusserst kritischer Platz und überdies war dieses Landgericht sehr vernachlässigt und in der grössten Confusion; ich ein junger unerfahrener Beamter, der wohl wusste, was seine Schultern zu tragen vermögen und was nicht. Auf eine von mir eingesendete Vorstellung dagegen erhielt ich schnell den Bescheid, dass zur Besetzung des Landgerichts Sterzing eine anderweitige Verfügung getroffen worden.

In jener höchst unruhigen Zeit gab es verschiedene und manche interessante Auftritte. Beispiels halber nur einer. Eines Tages, als ich in der Gerichtskanzlei war, kam ein bewaffneter Bauer zu meiner Frau in die Wohnung und forderte Fleisch und Wein mit Ungestüm, indem er sein Schiessgewehr mit den Worten auf den Boden stiess: „Wisst, dass es geladen ist.“ Meine Frau liess sich nicht schrecken und erwiderte muthvoll: „Heute ist Freitag, wir essen kein Fleisch. Ich hab' geglaubt, Ihr streitet für den Glauben und seid gute Christen. So wär' es anders. Ihr bekommt von mir kein Fleisch.“ Der Mann schwieg, fixirte meine Frau mit festem Blicke und sagte endlich: „Ietzt siech ich, dass ös eine brave Frau seid“, klopfte ihr auf die Schulter, und ging mit den freundlich ausgesprochenen Worten: „So b'hüt Enk Gott.“ Das war offenbar ein Probe-Manöver.

Im Jahre 1809 war die Stadt Bozen vielleicht der einzige grössere Ort an der Heerstrasse, der sehr wenig vom Kriegsfeuer berührt worden. Nur mit dem französischen Brigade-General Peyri gab es Anfangs November noch eine bedeutende Rauferei. Dieser wurde auf seinem Gebirgsmarsch über Buchenstein, Corvara und Gröden vom Landvolke angegriffen. Im Layener Ried war der Kampf sehr blutig. Da verlor Peyri nebst vielen Leuten seine ganze auf Maulesel geladene Bagage. Bei Waidbruck entspann sich wieder eine blutige Affaire. In Kollmann goss man siedendes Wasser auf die Truppen und mit dem Verluste seiner halben Mannschaft erreichte er endlich



Bozen. Dass der franz. General über diese sehr empfindliche Schlappe auf's höchste erbittert war, lässt sich leicht denken. Am schmerzlichsten fiel ihm die Einbusse seiner eigenen Schätze, unter denen sich nebst mehreren werthvollen Gegenständen, wie er angab, ein grosses Tafel-Service befand. Er setzte seinen Schaden auf 30.000 fl. an, und forderte dessen Vergütung von den schuldigen Gemeinden. Durch die eindringlichste Vorstellung, dass man die eigentlich Schuldigen unmöglich ermitteln könne, und alle dem Bezirke jener Gegend Angehörigen die geforderte Summe zu bezahlen schlechtweg ausser Stand seien, wurden zwar die angesprochenen 30.000 fl. unter die Hälfte herabgemindert; allein ein Betrag von 12.000 fl. sollte unwiderruflich bezahlt werden. Darauf bestand der General unter der Androhung, dass er die Ortschaften der betreffenden Gemeinden vom Grund aus zerstören lassen werde. Dieser Drohung gab die starke militärische Macht, die jetzt in Bozen aufgestellt war, einen überwältigenden Nachdruck. Der gemässigte Betrag musste nun unvermeidlich eingefordert und auf die bezüglichen Gemeinden repartirt werden. Die dornichte Aufgabe der Einbringung dieser Schuldbeträge und deren Uebergabe an den Franzosen ward leider mir beschieden. Indessen gestaltete sich die Sache nicht so schlimm, als ich anfangs besorgte. Ich begab mich gleich zum General und suchte ihn wo möglich milder zu stimmen und einigermassen sein Vertrauen zu gewinnen, was mir unerwartet gut gelang. Wie ich dann mit den einzelnen Gemeindevertretern, die die gefüllten Geldsäcke mitbrachten, zu ihm kam, erwirkte ich jetzt noch so beträchtliche Nachlässe, dass diese im Ganzen mehr als zweitausend Gulden ausmachten. Der General redete schlecht deutsch und ich nicht besser französisch. Oefter bewilligte er den Nachlass mit den an die Gemeindeabgeordneten gerichteten Worten: „Ich lass' nach, weil Sie kommen avec diesem honnête homme“, indem er auf mich deutete. Bei schneller Zahlung, auf die er einen besondern Werth legte, fiel die Begünstigung immer reichlicher aus. Nachdem dieses Geldgeschäft (auch zur Zufriedenheit der Contribuenten) abgemacht war, offerirte mir

der General für meine ihm geleisteten guten Dienste ein Douceur von mehrern Goldstücken, deren Annahme ich mit meinen Pflichten nicht im Widerspruch fand. Wohin die erbeutete Bagage des Generals, insbesondere dessen Silbergeschirr gekommen, hat man, wenigstens solange ich in Bozen war, nicht in Erfahrung gebracht. Was mir bei meinen wiederholten Besuchen Peyri's in dessen Wohnung besonders auffiel, war ein Papagei und ein kleiner Affe, mit dessen Sprüngen und Grimassen sich eine Dame viel unterhielt. Eine solche Suite im Kriege!

Im Jahre 1810 hatte bekanntlich die französische Regierung vom Lande Besitz genommen, und den Etschkreis, somit auch Bozen an das Königreich Italien abgetreten, und zwar mit allen dort angestellten Beamten, also hätte auch mich dieses Loos getroffen. Allein mir war's von Herzen zuwider, bei der italienisch-französischen Regierung einen Dienst zu nehmen. Auf erhaltene Aufforderung habe ich wirklich ein ablehnendes Erklären abgegeben, und in dessen Erwiderung vom italienischen Staatsrath von Smancini in Trient unterm 19. Juli 1810 meine förmliche Entlassung erhalten.

Nun war ich dienst- und brodlos! Allerdings keine erfreuliche Lage. Eine an das k. baier. Ministerium gerichtete Bitte um Wiederaufnahme in baierische Dienste hatte keinen Erfolg, wie mich der Bescheid des baier. Landes-Commissärs Grafen Thürheim in Innsbruck vom 16. August belehrte. Ueberdies wurde mein längerer Aufenthalt in Bozen sehr bedenklich. Ich war von den italienischen Beamten verdächtigt; man belauschte durch Spione alle meine Reden, Schritte und Tritte und nahm sogar eine Beschreibung meiner Person auf. Ein guter Freund hat mich davon in Kenntniss gesetzt und mit dem Beisatze zur grössten Vorsicht aufgefordert, dass mir bei dem geringsten Anlasse ein Spaziergang nach der Insel Elba nur zu leicht bevorstehen könnte. Unter solchen Auspicien war mir nicht mehr wohl in Bozen. Ich eröffnete meiner Frau, was ich gehört, und sagte ihr: „Hier ist nicht mehr gut wohnen, wir ziehen nach Innsbruck.“ Sie stimmte vollkommen bei. Vor Ausfüh-

zung dieses Entschlusses hatte ich jedoch noch eine zweite sehr dringliche Vorstellung mit der Bitte um Uebernahme in einen kgl. baier. Dienst an den König Max Joseph und an den Grafen Thürheim, den Hofcommissär in Innsbruck, abgesendet.

Anfangs September 1810 zogen wir mit Sack und Pack nach Innsbruck. Kaum dort angekommen, hörte ich durch die freundschaftliche Mittheilung meines unvergesslichen Mentors, des Gubernialrathes Benz, dass Graf Thürheim, als er meine Bittschrift gelesen, in der heftigsten Aufregung, mit dem Fusse auf den Boden stampfend, ausgerufen habe: „Der soll auf eine Anstellung bei Baiern nicht mehr rechnen!“ Was hat denn aber den Hofcommissär wider mich so sehr in Harnisch gebracht? Das erfuhr ich wieder im Vertrauen durch Benz. Ein gewisser Stoiber, baier. Stadtgerichtsassessor in Bozen, hatte an Grafen Thürheim ein Promemoria eingesendet, in dem er das Benehmen und den Charakter mehrerer Beamten schilderte. In diesem umfangreichen Libell hatte ich die unverdiente Ehre, einen nicht unbedeutenden Platz einzunehmen. Ich wurde als ein offener Feind der königl. baierischen Regierung dargestellt und unter anderm angeklagt, dass ich das Ministerialdecret, welches mich zum Landgerichtsassessor in Viechtach ernannte, öffentlich in der Kanzlei zerrissen und unter die Füße getreten habe mit den Worten: „Was will mich der König von Baiern noch anstellen, er, der nicht einmal würdig ist, beim Kaiser Franz Kammerdiener zu werden.“ Diese Nachricht hat mich um so tiefer erschüttert, je nachtheiliger die Folgen dieser verläumderischen Denunciation für mich sein konnten. Schnell war ich entschlossen, mich zum Grafen Thürheim zu begeben, ihm trocken die Wahrheit vorzutragen und meine Angelegenheit nachdrücklich zu empfehlen. Ich hatte mir vorgenommen, von allen ungebührlichen Ausdrücken mich zu hüten; übrigens durch nichts zu erschrecken. Angemeldet wurde ich gleich vorgelesen. Graf Thürheim war ein grosser, fast kolossaler, würdevoller Mann mit angenehmen Gesichtszügen. Bei meinem Eintreten schloss er gleich die Thür hinter mir und erwartete schweigend meinen Vortrag, mit verschrenkten Armen mich

scharf anblickend. All' dieses hätte mir fast eine Furcht einjagen können, wäre nicht mein fester Entschluss und mein gutes Gewissen mir zur Seite gestanden. Als ich Se. Excellenz meine bereits schriftlich übergebene Bitte um Erlangung eines Staatsdienstes zur gnädigsten Unterstützung empfohlen hatte, da ging das Kapitel los. „Sie“, sagte der hohe Herr, „Sie wagen es noch die Gnade der Regierung anzusprechen, Sie, der Sie sich derselben längst schon unwürdig gemacht haben.“ Ich bat mir gütigst zu eröffnen, in welcher Beziehung ich mich so sehr verfehlt haben soll. Der Hofcommissär erwiderte nichts anderes, als dass ich uneingedenk meines Beamteneides meine Pflichten auf die grösste Weise gegenüber der Regierung verletzt habe. Dies sei bekannt genug; somit könne von meiner Anstellung in einem Staatsdienste keine Rede sein. Ich bat noch einmal um Mittheilung des gegen mich vorliegenden Reates, um mich vertheidigen zu können, denn „das Recht der Vertheidigung“ — das sagte ich unumwunden — „werden mir Eure Excellenz gewiss nicht absprechen.“ Auf diese Bitte folgte eine etwas mildere Bemerkung: „Ich will zugeben, dass Sie nicht zur schlimmsten Sorte der Rebellen gehörten, allein aus Allem geht hervor, dass Sie, junger Mann, zu wenig Festigkeit besaßen und sich in den Wirbel der Empörung hineinreissen liessen. Dann machten Sie mit den Andern gemeinsame Sache.“ Nun fasste ich Muth und sagte: „Weil ich nicht so glücklich bin, von Eurer Excellenz zu vernehmen, wessen ich beschuldigt werde, so erlaube ich mir vorzubringen, was ich von der Fama gehört. Ich bin angeklagt, ein hohes Décret, das mich zum Landgerichtsassessor nach Viechtach ernannt, öffentlich in der Kanzlei zerrissen und dabei verächtlich über Se. Majestät den König gesprochen zu haben. Doch diese Beschuldigung ist in allen Beziehungen unwahr und eine Verläumdung. Der Ankläger scheint es beabsichtigt zu haben, auf den Ruin Anderer sich zu erheben. Auf welchem schlechten Grund derselbe aber gebaut hat, beweist schon die Angabe, dass er mich eine Schrift zerreißen liess, die ich, wenn Eure Excellenz es erlauben, in zehn Minuten vorlegen werde.“ Da-

bei versicherte und betheuerte ich wiederholt meine stets getreue Pflichterfüllung in allen ämtlichen wie ausserämtlichen Beziehungen mit einer Beredtsamkeit, wie sie mir vielleicht nie so gut gelungen. Graf Thürheim schwieg einige Zeit und mass mich vom Kopf bis zu den Füßen. Endlich sprach er: „Wohlan, junger Mann, Sie scheinen mir die Wahrheit zu sprechen. Ich wünsche, dass Sie unschuldig sind, und geb' Ihnen mein Wort, dass ich Ihrer Anstellung nicht entgegen sein werde. Schreiben Sie dem Kreisrath von Gummer nach Brixen, dass er den Bericht, den er über Ihr Gesuch zu erstatten hat, beschleunige. Leben Sie wohl!“ So war ich in Gnaden entlassen.

Nach diesem so glücklich bestandenen Strauss ging mein erster Schritt aus der Hofburg zu Mariahilf in die nahe Pfarrkirche, der zweite zu meiner ängstlich harrenden Gattin. Nachdem ich ihr die Geschichte meiner Audienz bei dem Hofcommissär, versteht sich haargenau, erzählt hatte, überliessen wir uns der herzlichsten Freude und den innigsten Dankesäusserungen gegen Gott, den gütigen und allweisen Lenker der Schicksale des Menschen. Mein dritter Schritt führte mich mit dankerfülltem Herzen zu meinem Gönner und Freund Benz, ohne dessen kostbare Mittheilungen ich zur Wiederherstellung meiner so arg befleckten Ehre nichts hätte unternehmen können. An den dirigirenden Kreisrath von Gummer in Brixen, der, wie ich wusste, mir nicht abgeneigt war, hatte ich noch an demselben Tage geschrieben, und mit diesem Schreiben zur Post that ich den vierten Schritt.

In gespannter Erwartung der Entscheidung meines Loses lebten wir ganz stille und zurückgezogen beim Simon Tschurtschenthaler in der Hofgasse in einer bescheidenen Wohnung des vierten Stockes. Es waren kaum drei Wochen verflossen, als ich eines schönen Morgens zum Kreisrath Benz gerufen wurde. Dieser hatte den kurz vorher angekommenen Beamten-Ernennungs-Etat in der Hand, und in diesem stand ich als Landrichter von Passeier aufgeführt. Gross war mein und selbst des Kreisraths Erstaunen. Ich, der ich erst vor Kurzem als ein Feind der kgl. baierischen Regierung kohlschwarz ange-

schrieben war, als Landrichter nach Passeier, meinem Geburtsorte, nach Passeier, der Heimat des Andreas Hofer, dem Helden der Insurrektion ernannt! Dies schien fast unglaublich; wir wollten anfangs unsern Augen nicht trauen. Doch es war einmal so, und bald darauf erhielt ich das bezügliche Decret mit der allerhöchsten Entschliessung vom 1. October 1810. In den letzten Tagen des Octobers reiste ich mit meiner Gattin nach meinem Bestimmungsort, nach St. Leonhard in Passeier, ab.

Passeier war ein Landgericht III. Classe mit einem Gehalte von 600 fl. und Emolumenten. Das alte Gerichtshaus diente zur Kanzlei und mir zur Wohnung. Es war das Haus, wo ich vor nicht ganz 27 Jahren zur Welt kam, wo mich jedes Zimmer, jeder Winkel, selbst die alten Schreibtische gar freundlich anheimelten, wo ich auch den alten Verfachsreiber (Oberdörfer), den schon mein seliger Vater angestellt hatte, wiederfand. Am 1. November habe ich das Amt übernommen. Die Leute schienen mir gewogen und ich hoffte einer guten Zukunft entgegen zu gehen.

Im Jahre 1811, es war am St. Johann von Nepomuk Tage, erfreute mich der Kronprinz Ludwig mit einem Besuche. Er kam in Gesellschaft des General-Commissärs Freiherrn von Lerchenfeld und zweier Adjutanten über den Timmel inkognito nach St. Leonhard. (Ein in der Nacht mir zugekommenes Aviso des Frh. von Lerchenfeld setzte mich davon in Kenntniss). Ich ging ihm mit einigen Seelsorgern und Gemeindevorstehern etwa eine halbe Stunde weit entgegen. Nachdem wir den Kronprinzen ehrerbietigst begrüsst hatten, hängte er sich voll herablassender Freundlichkeit an meinen Arm und ich musste ihm erzählen, wie es zugeing, als die Passeierer im Jahre 1809 ein ganzes französisches Bataillon gefangen nahmen. Er konnte dabei sein lebhaftes Wohlgefallen nicht verbergen, denn es ist bekannt, dass die Franzosen seine Freundschaft nie besaßen. In St. Leonhard angekommen, hatte ich die Ehre Se. königl. Hoheit mit einem Morgen-Imbiss zu bedienen. Meine geschäftige Frau bereitete eine Eierspeise (diese wurde ausdrücklich ver-

langt) aus 50 Eiern in zweierlei Gestalten und legte zwei gebratene Turteltauben dazu. Zu unserer Freude wurde alles, selbst der letzte Ueberrest aufgezehrt. Der beschwerliche Gebirgsweg hatte ohne Zweifel den Appetit geschärft. Mit dem Ausdrucke voller Zufriedenheit und in der heitersten Laune verliess uns die hohe Gesellschaft recht bald, um sich wieder zu Fuss nach Meran zu begeben.

Am 10. October 1811 wurde ich mit einem Töchterlein, Namens Anna Maria Theresia nach sehr glücklicher Entbindung meiner lieben Gattin beglückt.

Ich hatte damals viele Arbeit und dabei manchen Verdruß, den mir die in das Thal gelegte bedeutende Militärbesatzung verursachte. Dies wirkte nachtheilig auf meine Gesundheit. Gegen Ende Dezember stellte sich ein bedenkliches Bluthusten ein, und am St. Stephanstage befahl mich während des Gottesdienstes eine vollständige Ohnmacht, dass der Pfarrer, der eben die Predigt vollendet hatte, herbeieilte, und den Weihwasserkessel über meinem Kopf ausschüttete, wodurch ich wieder aus meiner Lethargie erwachte. Todesschwach wurde ich aus der Kirche weg und nach Hause getragen. Das Bluthusten wiederholte sich und es begann eine ernste Krankheit. Ein Arzt von Meran, vier Stunden weit herbeigerufen, hat mich gut behandelt. Im nächsten Frühling konnte ich schon ein wenig ausreiten und allmählig erlangte ich meine Gesundheit wieder, obschon mir eine lästige Brustbeschwerde jahrelang zurückblieb und das trifolium fibrinum auch durch mehrere Jahre mir als Arznei vorgeschrieben war. Das Volk in Passauer war im Allgemeinen gut und zeichnete sich insbesondere durch den schönen Zug der gewissenhaftesten Redlichkeit aus. Während meiner ganzen Dienstzeit als dortiger Landrichter hatte ich nur einen Civilprozess zu entscheiden und dieser war mir von meinem Vorfahren als ein unerledigter Gegenstand überlassen worden. Unter meiner Regierung kam nicht einmal eine Executionsklage vor. Ich war so glücklich im Audienzwege fast alle Zwiste und Streite zu schlichten und beizulegen. Gewiss ein ehrendes Zeugnis für meine Thalleute!

Am 16. November 1812 schenkte mir meine liebe Frau einen gesunden Knaben Namens Placidus Johannes Leonhard, nach sehr glücklicher Geburt. Wir lebten zufrieden und glücklich, hätte nicht ein herbes Ereignis, der Tod meines Schwiegervaters (er starb am 10. August 1811), uns in Trauer versetzt, und dann eine Anordnung der Regierung mein Dienstverhältnis gar sehr verbittert. Dass die Passeirer nach kurz vorher unterdrückter Insurrektion keine Freunde der Baiern waren, ist begreiflich. Nun sollten zum baierischen Militär Rekruten gestellt werden. Das erzeugte im Volke grosse Abneigung und Erbitterung. Die conscribirten jungen Leute waren alle flüchtig. Keine Verordnung der Regierung wurde beachtet. Nun beschloss sie Militär-Execution in das Thal zu schicken. Ein Beamter in Meran forderte mich auf, an die Gerichtsgränze zu kommen, um mit ihm die strategischen Punkte für die Militäroperationen auszumitteln. Ich lehnte aber dieses Ansinnen ab, weil ich eben zu jener Zeit vom General-Commissariate den strengsten Auftrag erhalten hatte, in diesem kritischen Zeitpunkte bei schwerer Verantwortung meinen Amtssitz nicht zu verlassen. Jener Beamte war darüber sehr ungehalten, und fand es in seinem Interesse, mich zu beschuldigen, als hätte ich dieser Widerspänstigkeit nicht den gehörigen Nachdruck entgegengesetzt. „Was könne man auch von einem Landrichter, der selbst ein geborner Passeirer sei, anderes erwarten?“ äusserte sich derselbe. Doch ich kehrte mich daran nicht im geringsten. Er war nicht mein Vorgesetzter. Ich that meine Pflicht und die Vorsehung waltete über mich.

Wenige Tagen darauf erhielt ich ganz unerwartet ein hohes Dekret, das mich zum Landgerichte nach Ried im Oberinthale übersetzte. Ob ein Bericht jenes Meraner Beamten, oder Etwas anderes die Ursache dessen war, weiss ich nicht. Diese Veränderung erschreckte mich indessen nicht; ich erkannte sie vielmehr als eine Wohlthat, weil sie mich plötzlich von der peinlichen Aufgabe in der Rekruten-Stellungsangelegenheit befreite und weil überdies Ried ein Landgericht II. Classe, folg-



lich diese Versetzung eine wünschenswerthe Beförderung war. Da bezog ich neben dem Gehalte von 900 fl. nicht unbeträchtliche Emolumente. Das General-Commissariat eröffnete mir die a. h. Entschliessung vom 9. April 1813 mit dem Auftrage, das Landgericht Passeier meinem Nachfolger, dem Landgerichts-Aktuar von Brixen Haak unverzüglich zu übergeben, und dann schleunigst das Landgericht Ried von dem dortigen nach Sterzing beförderten Landrichter Förg zu übernehmen. Haak, ein Baier, war ein Terrorist. Auf seinem Schreibtisch lagen ein paar Pistolen, und daneben lehnte ein grosser Cavallerie-Säbel (oh ihr armen Passeierer! dachte ich mir). Die Amtsübergabe wurde derart beschleuniget, dass ich schon am 25. April 1813 mein neues Amt antreten konnte.

Wir machten die Reise über Vinschgau, und weil wir in später Stunde in Pfunds ankamen, blieben wir in diesem Dorfe auch über Nacht. Da kam am folgenden Morgen sehr früh ein altes hinkendes Männchen, Namens Thomas Tangl, zu mir mit der Bitte um Rath und Hilfe. Sein Sohn, klagte er fast weinend, sei zum baierischen Militär abgestellt worden und mit ihm habe er seine einzige Stütze verloren. Er sei schon beim Landrichter Förg gewesen, allein dieser habe ihn nicht nur abgewiesen, sondern sogar seine Bittschrift in Stücke zerrissen und unter den Tisch geworfen. Aus der Erzählung des um die nähern Umstände befragten Alten entnahm ich, dass seine Sache nach dem Rekrutirungsgesetze allerdings vertreten werden könne. Ich bestellte ihn auf einen der nächsten Tage in meine Kanzlei nach Ried mit der Andeutung, welche Schriftstücke er mitzubringen habe.

In Ried wurde ich von der versammelten Geistlichkeit und Gemeindevorstellung mit der Aeusserung grosser Freude empfangen, denn ihr bisheriger Landrichter, ein Baier, war, wie ich nachhin ziemlich allgemein hörte, ein harter Mann. Die Amtskanzlei und meine Wohnung fand ich im alten Schloss Sigmundsried. Die Amtsübergabe war schnell vollzogen und ebenso schnell zog der neue Sterzinger Landrichter Förg von Ried ab. Bezüglich der mir in Pfunds vom alten Tangl

vorgetragenen Angelegenheit bemerke ich, dass dieser auf sich nicht warten liess. Er erschien am bestimmten Tage. Die mir vorgelegten Papiere stimmten mit seinem mündlichen Vortrage überein. Ich nahm seine Bitte zu Protokoll, mit den vorgeschriebenen Belegen versehen, und erstattete darüber meinen gutächtlichen Bericht an das kgl. b. General-Commissariat in Innsbruck. Einige Wochen später trat ein baierischer Soldat in die Gerichtskanzlei, erhob salutirend seine Hand zum Helm mit den Worten: „Herr Landrichter, ich habe zu melden, dass ich mit Abschied entlassen bin.“ Aus diesem ersah ich, dass der Mann Johann Tangl (Sohn des Thomas) von Pfunds war. Wenige Tage darauf erhielt ich die amtliche Eröffnung von der Militärentlassung des Joh. Tangl von Pfunds. Dies Gelingen einer meiner ersten Amtshandlungen erhöhte meinen Credit und mein moralisches Ansehen im Gerichtsbezirke, denn gleich hiess es unter den Leuten: Da kann man sehen, was ein Landrichter vermag, wenn er will u. dgl.

Am 11. Dezember 1813 erhielt ich wieder einen Familienzuwachs, indem an diesem Tage nach glücklicher Entbindung meiner Gattin ein Töchterchen Namens Johanna (Evang.) Maria Judith geboren wurde.

Mein Dienst in Ried war im Allgemeinen ein angenehmer, da ich bei den Leuten ein grosses Vertrauen genoss. Doch eine gar arge Störung trat gegen Ende des Jahres 1813 ein. Im October hatten die österreichischen Waffen bereits das südliche Tirol und die illyrischen Provinzen erobert. Da gährte auch in einigen Hitzköpfen Deutschtirols das Insurrektionsfieber wieder. Man wollte nicht mehr baierisch sein. Leute, die nichts zu verlieren hatten, rotteten sich zusammen, wählten die Verwegensten zu ihren Anführern und trieben da und dort scandalöse Spectakel, anstatt dass sie mit Geduld die Entwicklung der grossen Begebenheiten erwartet hätten, die das ganze Tirol und Vorarlberg im Wege des Convention Jahrs darauf mit Oesterreich vereinigte.

Sehr schlimm erging es dem Landrichter Förg in Sterzing. Er wurde mit Spott und Hohn überschüttet. Man erzählte, er

sei mit auf den Rücken gebundenen Händen, worüber ihm das bayerische Wappen angeheftet wurde, durch die Stadt geführt worden. Ein Beweis, dass dieser Mann in Sterzing nicht mehr beliebt war, als in Ried. Was von Seite der Regierung gegen diesen groben Frevel verfügt worden, habe ich nicht in Erfahrung gebracht, nur hiess es, Förg sei schnell auf einen Dienstposten in Baiern versetzt worden.

Einer der renommirtesten Insurgentenführer war ein gewisser Georg Laner, vulgo Salztrager Jörg. Dieser durchstreifte mit einem zusammengerafften Gesindel von etwa 150 Köpfen Vinschgau, liess jene Beamten, die ihm als bayerisch gesinnt bezeichnet waren, abführen oder belegte sie mit Contributionen. Eines Abends kam er nach Nauders, sass im Wirthshause „zum Jonas“ beim Glase, und äusserte sich da in Gegenwart mehrerer Leute, dass er übermorgen (morgen hab' er in Nauders zu thun) wenn's Gottes Willen sei, nach Ried kommen werde, um den Landrichter Staffler mit den 300 fl., die dieser auf seinen Kopf gesetzt, aufzuheben. Dies hörte ein gewisser Grünauer von Ried, der zufällig in Geschäften in Nauders war. Er eilte am frühesten Morgen nach Ried herab, und erzählte da, was er in Nauders gehört. Dadurch kam ich von der mir drohenden Gefahr in Kenntniss. (Zum richtigen Verständnis der Worte Laner's muss ich bemerken, dass dieser Mann, ein Passeierer, schon bei der Insurrektion im Jahre 1809 eine hervorragende Rolle spielte und die baier. Regierung eine Prämie von 300 fl. auf seine Einlieferung setzte. Der kurzsichtige Mensch meinte nun, oder gab es vor, jene Geldsumme habe ich als ehemaliger Landrichter von Passeier für seinen Kopf versprochen).

Diese Nachricht setzte mich in keine geringe Verlegenheit. Ich wollte mich nicht flüchten, da meine Gegenwart beim Amte in jener kritischen Zeit wohl besonders nothwendig erschien, zumal ich auch keinen verlässlichen Aktuar hatte. Er war ein Baier und sehr bayerisch gesinnt, so dass ihm ohne Zweifel kein anderes Loos als mir bevorstand. Andererseits wollte ich ebenso wenig in die Hände dieses über mich schon im voraus aufge-

brachten Abenteurers fallen. Schneller Entschluss war da nothwendig und wurde auch gefasst. Ich liess in Eile die Gerichtskassiere Zangerle und Riezler, dann die Seelsorger der benachbarten Kirchen und die meisten Gemeindevorsteher zu einer Zusammenkunft bei mir einladen, und trug ihnen vor, um was es sich handle, mit der Aufforderung, im Kurzen zu überlegen und zu erklären, ob in dieser Sache etwas und was zu geschehen habe. Nach kurzer Deliberation ward, ohne mein Zutun, einstimmig beschlossen:

1. Unserm Landrichter lassen wir kein Leid zufügen.
2. Die Aufrührer in Nauders dürfen den Landgerichtsbezirk Ried nicht betreten. Wir leiden keine Ruhestörung.
3. Zwei Abgeordnete (Kassier Zangerle und Cooperator Tangl) werden diesen Beschluss dem Anführer derselben mit mündlichem Nachdruck zu wissen machen.
4. Um dieser Aufforderung auch thatsächlichen Nachdruck zu geben, soll sich im Orte Tschuppach eine Anzahl von 150—200 Bewaffnete versammeln, die, wenn alle Versuche der Güte fruchtlos sein sollten, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben hätten.
5. Von diesem Beschlusse wären auch die weiter hinabgelegenen Landgerichte zu einem allenfalls beliebigen gleichen Benehmen in Kenntniss zu setzen.

Dieser Akt erfolgte am 15. Dezember 1813.

Laner scheint von diesem Vorhaben der Rieder Gerichtsgemeinden sehr bald Wind bekommen zu haben. Ein als Essighändler in Pfunds erscheinener Spion hat es bereits ausgekundschaftet. Die oben bemerkten zwei Abgeordneten kamen nur bis Pfunds; sie hatten dort die sichere Nachricht erhalten, dass Laner die Umkehr für klüger befunden und mit seiner Horde bereits den Rückmarsch über Vinschgau angetreten habe. Nur zehn Bursche aus dem Imsterbezirk, welche nicht mehr Lust hatten, in Laners Armee zu dienen und nach Hause gehen wollten, fielen in die Hände der Tschuppacher Mannschaft und wurden nach einigem Widerstand entwaffnet. Als Anerkennung der so kräftig bewiesenen Anhänglichkeit der Bevölkerung au

meine Person und des so schön bewährten guten Geistes für die Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit, Ruhe und Ordnung gab ich an den Weihnachtsfeiertagen, die in jenem Jahre durch eine seltene Milde sich auszeichneten, ein kleines Freischiessen mit vier Dukaten als Best und einigen Gulden in Silber für die Schleckscheibe, deren Ertrag für arme Brandverunglückte als eine kleine Unterstützung gewidmet wurde. Mein an das General-Commissariat über den Invasionsversuch der Aufrührer und die dagegen getroffenen Vorkehrungen erstatteter Bericht erhielt die glänzendste Rechtfertigung. Jetzt gingen die Amtsgeschäfte wieder ungestört ihren geregelten Gang.

Am 24. Juni 1814 nahm bekanntlich die österreichische Herrschaft wieder Besitz von Tirol und ich ward provisorisch als k. k. Landrichter in Ried bestätigt. Da von Oesterreich die Kreisämter wieder eingeführt wurden, so hatte ich das Vergnügen, dass der edelmüthige Kreisrath Benz, dessen besonderes Vertrauen ich besass, als Kreishauptmann nach Imst gesetzt, somit mein unmittelbarer Vorgesetzter wurde.

Am 15. October 1815 kam Kaiser Franz über den Arlberg nach Landeck. Als nächster Landrichter begab ich mich, wie es meine Pflicht war, dahin um Sr. Majestät persönlich meine Ehrfurcht zu bezeigen. In meiner Begleitung waren: der Gerichtskassier Zangerle, der kutschierte, der Gemeindevorsteher Joh. Geiger von Fiss und, weil ich damals kränkelte, meine Frau. Auf der Anhöhe unter dem alten Zoll, wo die Strasse neben einem viele Klafter tiefen Abhang hinläuft, brach der Wagen. Ein schauerhaftes Ereignis! Die Pferde wurden scheu, und rasten mit dem gestürztten Wagen fort. Meine Frau und ich — mit dem Gesichte auf der Strasse und mit dem Unterleib im Wagen — mussten des Schlimmsten gewärtig sein, bis wir über das hohe Spritzleder herausgeschüttelt wurden, und uns glücklicherweise überzeugten, dass wir noch die geraden Glieder hatten, obschon wir beide nicht unbedeutende Verwundungen am Gesichte und an den Händen davontrugen, die jedoch nicht gefährlich waren. Zangerle blieb auf dem isolirten Wagenbock

unversehrt. Wohl aber kam der brave Geiger übel davon; er wurde an einen Wehrstein hingeschleudert und erhielt grobe Verletzungen im Gesicht und am Hinterhaupt mit starker Blutung. Die wüthend fortgesprungenen Pferde standen plötzlich stille, indem sich eines ein Hufeisen gesprengt hatte. Nach diesem traurigen Unfall begab sich Zangerle nach Landeck zum Kaiser und entschuldigte meine Abwesenheit. Se. Majestät hörten die Erzählung des Geschehenen theilnehmend an. Meine Frau und ich gingen zu Fuss nach Hause zurück; Geiger aber musste gefahren werden. Nach einigen Tagen fiel ich in eine gefährliche Krankheit. Der sehr geschickte Arzt Dr. Töni von Mals, den meine besorgte Eehälfte mittelst eines eigenen Abgesandten kommen liess, hat mich sehr gut behandelt. Nächst Gottes Barmherzigkeit hab' ich es ihm zu danken, dass ich schon in vierzehn Tagen das Bett verlassen konnte. Den armen Geiger, der von seinen argen Kopfwunden zwar hergestellt worden, traf nach einigen Monaten ein lähmender Schlaganfall. Trotzdem erreichte er ein hohes Alter. Meine gute Frau hatte an ihrer Stirnwunde über Jahr und Tag zu leiden, bis diese endlich ohne weitere Folge verheilte.

Gegen Ende October 1815 ward den Landrichtern das Werbgeschäft zur Errichtung eines Landregiments übertragen. Keine leichte Aufgabe! Ich war von meiner schweren Krankheit kaum hergestellt, und hatte mit verschiedenen Hindernissen, die vorzüglich von dem Militär-Commissär hervorgehoben wurden, zu kämpfen. Doch ich überwand sie glücklicherweise mit so gutem Erfolge, dass mir die Genugthuung ward, unter allen Landrichtern des Kreises der erste damit fertig geworden zu sein, und die Zufriedenheit des Kreisamtes erhalten zu haben.

Am 3. Juni 1815 wurde meine liebe Gattin von einem Knaben, Namens Leonhard, Alois, Johann sehr glücklich entbunden. „Dir, o Herr, singt mein Herz ein Dank- und Loblied; Dir, o König der Könige weihe ich mich und die Meinigen.“ So steht's in meinem Hausbuche bei dieser Geburt.

Mit meinen Amtsverhältnissen hatte ich Ursache zufrieden

zu sein. Die Leute waren mir zugethan und folgsam; nur in der Gemeinde Pfunds (die damals zu Ried gehörte, jetzt aber dem Gerichte Nauders zugetheilt ist) gab es ein paar widerspänstige und eigenmächtige Troztköpfe. Der schlimmste war ein gewisser Alois Netzer, insgemein „Tomeler“ genannt, ein abgehauster, verarmter Wirth (zur Krone). Er suchte als Winkeladvokat Erwerb und Unterhalt. Von Natur mit einigem Mutterwitz und einer geläufigen Zunge begabt, wusste er mehrere einfältige Landleute zu bethören und um manchen Gulden zu prellen. Da er auch nicht immer die gute Sache vertheidigte, so verbot ich ihm strengstens und bei Strafe seine Agentien und insbesondere seine Vertretungen und Assistenzen vor Gericht. Diese Verbote wurden wiederholt. Trotzdem liess er sich sein Gewerbe nicht sperren. Daraus erwuchsen auch bald die bösen Folgen: Streitigkeiten und selbst Prozesse mehrten sich. Nun liess ich nothgedrungen die Drohungen in Vollzug setzen, und diktierte einige Tage Arrest. Mit seinen Rekursen dagegen wurde er abgewiesen. Dafür sann er auf andern Wegen sich gegen mich zu rächen. Er ergriff das Mittel der Verläumdung. Doch dies bekam ihm nicht gut. Der Stein, den er auf mich warf, traf sehr hart ihn selbst. Netzer bezeichnete mich öffentlich in der Wirthsstube vor einer Menge Menschen als einen feilen, bestechlichen Richter; er wusste sogar die Leute zu nennen, von denen ich mich habe bestechen lassen durch Annahme von Mehl und Fleisch. Ein braver Mann aus Pfunds hinterbrachte mir Netzers Reden, als Augenzeuge. Ich war durch diese Mittheilung in grosse Verlegenheit gesetzt und lange unentschlossen, ob ich einschreiten oder ob ich die ganze Geschichte ignoriren sollte. In meiner eigenen Sache wollte ich nicht gern klagend auftreten, ich hatte es noch nie gethau. Allein nur zu bald ergab sich ein Umstand, der mich dazu zwang. Den nämlichen Mann, der mir von Netzers ehrenbeleidigendem Gerede die Anzeige gemacht, sollte ich in einer Pupillarangelegenheit vernehmen. Er erschien auf meine Berufung nicht. Eine zweite Aufforderung hatte auch keinen Erfolg, und mir blieb nichts anderes übrig, als ihn durch den Gerichtsdienner vorführen zu

lassen. Auf meine Frage um die Ursache seines Nichterscheins erwiderte er trocken: Er habe gedacht, „bei einem Landrichter, der in seiner Ehre grob angegriffen ist, der dies auch weiss, und dagegen sich nicht rührt, da sei's nimmer heikl. Nehmen Sie mir's nicht übel auf“, setzte er bei, „das waren so meine Gedanken.“ Jetzt, nachdem mir der Gehorsam selbst von einem guten Menschen verweigert wurde, durfte ich nicht mehr schweigen. Ich nahm jenes Mannes Aussage zu Protokoll, indem ich ihm versicherte, dass mir meine Ehre heilig, und ich nun fest entschlossen sei, beim Land- und Kriminalgerichte Landeck sogleich die Anzeige zu machen. Das geschah auch. Der Beschuldigte wurde auf Befehl jenes Gerichtes verhaftet, und der Prozess rasch abgeführt. Das Straferkenntnis fiel sehr strenge aus und verurtheilte Alois Netzer in erster Instanz, als des Verbrechens der Verläumdung schuldig, zu einer Kerkerstrafe von fünf Jahren. Eine solche Strenge war mir vom Herzen missfällig; der Gedanke, dass Jemand, sei es auch mein erklärter Feind, meiner wegen eine so grosse Strafe auszustehen haben soll, schien mir unerträglich. Doch zu meiner Freude erkannte das Appellationsgericht in der Schuld des A. Netzer nicht das Verbrechen der Verläumdung, sondern eine schwere Polizeiübertretung. Es verwies somit diesen Gegenstand zur weitem Behandlung in die Sphäre der politischen Behörde. Hiezu war vom Gubernium das Landgericht Telfs delegirt. Die Strafe ward auf sechs Wochen Arrest geschöpft. Mit diesem milden Ausgang war ausser dem Sträfling und seinen Angehörigen Niemand zufriedener als ich. Dass Tomeler „der unfriedfertige Stänker“ einigermassen beim Schopf genommen wurde, fand im Volke allgemeine Billigung, und die Ehre des Landrichters erhielt volle Genugthuung.

Im Jahre 1816 hatte die grosse Erbhuldigung an Se. Majestät Kaiser Franz statt. An dem bei dieser Feier abgehaltenen grossen Freischiessen in Innsbruck habe ich auch Theil genommen und gut geschossen.

1817 beschäftigte man sich mit der Organisation der Gerichtsbehörden nach dem österreichischen System und mit der



Ernennung der Beamten. Nachdem Ried hiernach wieder Patrimonialgericht geworden, bewarb ich mich sehr begreiflich um eine landesfürstliche Anstellung. Zufolge a. h. Entschliessung vom 14. März 1817 wurde ich als Landrichter von Sonnenburg I. Klasse mit einem Gehalte von 1000 fl. C. M. und freier Wohnung ernannt. Die unter Baiern bezogenen Emolumente wurden nicht mehr bewilliget. Das mir vom Herrn Kreishauptmann in Imst zugefertigte Entlassungsschreiben vom 22. April und die Abschiedsadresse der Gemeinden des Gerichtsbezirkes Ried bezeugen, dass man mein Abgehen ungerne gesehen.

Das Landgericht Sonnenburg zählte nahezu 14000 Seelen und 20 Gemeinden. Anfangs hatte ich die Amtlokalien im sog. alten Regierungsgebäude in Innsbruck; für die freie Wohnung erhielt ich ein Geldäquivalent. Bald aber hiess es: „Das Landgericht gehört auf das Land hinaus.“ Man miethete vom Chorherrenstifte Wilten unter dem Prälat Markus das sog. Leuthaus, adaptirte es für die Gerichtsbedürfnisse und nach einem halben Jahre übersiedelte ich mit den Gerichtsakten und mit meiner Familie nach Wilten. Mein Aufenthalt daselbst war sehr gemischt von angenehmen und bittern Tagen. Vorzüglich brachte mir beide die Nähe der Stadt. Diese hatte insbesondere nachtheiligen Einfluss auf die Sitten, Ruhe und Ordnung der benachbarten Gemeinden. Geschäfte gab es mehr als genug. Unter die wichtigern, die meinem Gedächtnisse nicht entgangen sind, zähle ich folgende: (dabei führe ich auch andere merkwürdige Erlebnisse an, nach der Zeitfolge ihres Ereignisses).

Im Jahre 1817 machte in Nordtirol die plötzlich aufgetauchte Sekte der sogenannten Michelsritter einiges Aufsehen. Bekannte Personen des besten Leumunds gehörten ihr an. Sie hüllten sich aber in ein geheimnisvolles Dunkel und ihr Zweck, wie ihre Aufgabe waren unbekannt. Das Gerücht streute die abenteuerlichsten Dinge aus. Es prophezeite, „dass nächstens der Würgengel kommen, und ein furchtbares Blutbad anrichten, doch die Angehörigen der Michelsbruderschaft verschonen

werde.“ So hiess es ziemlich allgemein. Andere wollten wissen, dass die Michelsritter selbst nach Innsbruck kommen, um dort die Herren zu erschlagen, und zu rauben und zu plündern. Diese Sektirer waren in der Gegend um Innsbruck besonders verbreitet. In der Stadt lebte man nicht ohne Besorgnis. Sogar hochgestellte Personen (namentlich selbst der Gouverneur, der alte Graf Bissingen) konnten sich derselben nicht ganz erwehren. Mir gelang es durch Vernehmung eines Mitgliebes dieser Bruderschaft — des Anton Abenthung Bauers und Vieh- arztes von Götzens — eines mir wohlbekannten redlichen Man- nes zur vollen Kenntniss der ganzen Geschichte zu gelangen. Hieraus ergab sich, dass durchaus nichts Gefährliches dahinter stecke. Der Verein dieser Michelsritter war nichts anderes als ein Gebetsverein, dem einige übereifrige fromme Leute in un- serer glaubenslosen Zeit anzugehören für Gott wohlgefällig hielten. Mehrere der Genossen trugen Medaillons, deren eine Seite die Unbefleckte, und die andere den Erzengel Michael mit dem niedergeschleuderten Satan präsentirte. An diese Beiden war die vorgeschriebene Andacht gerichtet. Beide waren auch die Patrone des Vereins, daher die Benennung „Michelsritter.“ Meine darüber erstatteten Berichte wurden, wie begreiflich, um so willkommener aufgenommen, als sie vollkommen geeignet waren, manche Herzen von der peinlichen Sorge zu befreien, die sie bisher befangen hielt. Die glänzendsten kreisämtlichen Belobungsdekrete vom Dezember 1817 und 20. Jänner 1818 belohnten mein geringes Verdienst.

Am 7. Februar 1818 wurde mir ein Töchterlein, Namens Juliana, Maria, Agnes von meiner theuern Lebensgefährtin ge- schenkt. Die Geburt war sehr glücklich.

Ein höchst verdrüsslicher, ja gehässiger Zwischenfall trübte damals mein sonst so geordnetes, selbst freundliches Amtsver- hältniss in ganz unerwarteter Weise. Als ich das Landgericht Sonnenburg angetreten, fand sich daselbst eine grössere Anzahl von Concepts-Praktikanten und unter diesen ein gewisser M., ein absolvirter Jurist mit vieler geistigen Befähigung und vorzüg- licher praktischen Brauchbarkeit. Da er, fast mittellos, arm

leben musste, glaubte ich die Dienstes- und Billigkeitsrücksichten am angemessensten zu vereinigen, wenn ich denselben vorzugsweise mit Kommissionsgeschäften, welche Diätenbezüge gestatteten, betraute. So übertrug ich ihm im November 1817 die gerichtliche Kommission zur Abhaltung einer mehrtägigen Versteigerung der Mobilien eines alten, wegen Geistesschwäche unter Curatel befindlichen Mannes, Ingenuin Span, im Dorfe Mutters. Nach mehrfacher Mahnung legte endlich M. am 3. April 1818 seine Rechnung, welche dem Curator Rochus Häfele zur Prüfung und Aeusserung mitgetheilt wurde. Bald darauf erhielt M. eine Anstellung als Landgerichtsaktuar in Ischgl, wohin er schnell abging. Bei der Prüfung der M.'schen Rechnung hatte Häfele bedeutende Anstände gefunden. Die wichtigsten waren, dass zwei unter den Aktiven aufgeführte Kapitalposten als nicht bestehend erklärt werden mussten, indem deren Schuldner trotz der emsigsten Umfrage nicht erforscht werden konnten, deren Schuldbriefe im Verfachbuche auch nicht zu finden waren. Die eine Post stand in der M.'schen Rechnung mit dem Betrag von 1039 fl. 4 kr. und die andere mit 189 fl. 14 kr. aufgeführt. Das Landgericht Sonnenburg sah sich hienach veranlasst, jenes von Ischgl zu ersuchen, den Aktuar M. um die erforderlichen Aufklärungen anzugehen. Da die von diesem abgegebene Aeusserung eigentlich keine Aufklärung war und durchaus nicht genügte, hatte ich einen eigenen Abgeordneten in der Person des im Verfachwesen wohl bewanderten Kanzlisten mit der wiederholten Aufforderung um gründliche Hebung der gerügten Bedenken an M. nach Ischgl abgesendet. Dem Abgeordneten gab ich eine besondere Instruktion und die Erlaubnis, nach Umständen selbst ein an mich gerichtetes Schreiben des Aktuars zu öffnen und erforderlichen Falles dem Herrn Landrichter Ofner in Ischgl die Anzeige zu machen. So geschah es auch. Was ich vermuthete, trat ein. Der Kanzlist erhielt bei seiner Anwesenheit in Ischgl nur allgemeine Versicherungen und keine Aufklärung von M., wohl aber auf sein Zudringen bei der Rückreise von demselben ein Schreiben an mich. Jener war bereits auf dem Weg. Da fiel ihm ein, das

Schreiben zu öffnen; es enthielt das freie Geständnis der Unterschlagung eines ziemlichen Betrages aus den Ingenuin Span'schen Lizitationsgeldern. Der Kanzlist kehrte sogleich zurück und setzte den Landrichter Ofner davon in Kenntnis. Ofner konstituirte sogleich den Beschuldigten und schickte diesen mit dem wiederholten protokollarischen Bekenntnisse seiner Veruntreuungen unter Aufsicht des Gerichtsdieners an das Kreisamt Imst zur weitem Verfügung. (Gesetzmassig hätte die Ablieferung an das Kriminalgericht Landeck geschehen sollen, allein dieser Verstoss war das rettende Glück M.'s). Welche Verfügung traf der Kreishauptmann Benz? Von seinem edlen Herzen angetrieben, schickte er den Beschuldigten von der Ischgler Wache begleitet mir über den Hals mit dem Voruntersuchungsakte und einem an meine Person gerichteten merkwürdigen Schreiben, in dem ich aufgefordert wurde, „zum Besten dieses Unglücklichen alles beizutragen, indem die äusserste Noth denselben zu dem unseligen Schritt verleitet habe.“ Wie ebenso unangenehm, als überraschend ich von der Ankunft dieses Gastes betroffen wurde, lässt sich leicht denken, besonders da dieselbe (am 28. Juni 1818) um halb zwölf Uhr in der Nacht erfolgte und ich für dessen sichere Unterbringung sogleich sorgen musste. In einen gewöhnlichen Arrest wollte ich ihn aus Schonung nicht unterbringen; es ward ihm daher ein gut versperrtes Zimmer im obern Stocke des Gerichtshauses eingeräumt. Am folgenden Morgen habe ich meinen Arrestanten einstweilen blos privatim aufgefordert, sich möglichst befriedigend über die gerügten Gebrechen seiner Rechnung auszuweisen. Wir fingen an zu rechnen; je länger wir aber rechneten, desto grösser stellte sich das Deficit heraus, und zwar in einem Betrage von etwas mehr als 1300 fl. Nirgendwo war ein Strahl der Hoffnung für die Rettung des Unglücklichen zu entdecken. Auf meine an ihn gestellten Fragen, insbesondere wohin der bedeutende abgängige Betrag gekommen, erhielt ich meistens nur Thränen zur Antwort.

Um mich keiner Verantwortung auszusetzen, hielt ich es für nothwendig, dem Appellations-Gerichtspräsidenten Ritter

von Eschenburg von dieser leidigen Geschichte einstmalen bloss mündliche Anzeige zu erstatten. Ich that es in einem umständlichen Vortrag, den ich mit der Bemerkung schloss, dass nach meiner Ansicht wohl kaum ein anderer Ausweg übrig bleiben werde, als die ämtliche Untersuchung dem Stadt- und Landrechte zu übertragen. Damit hatte ich's getroffen! „Nein!“ riefen Se. Excellenz, „das dürfen Sie nicht thun. Sie müssen den Unglücklichen retten. Ich fordere Sie dringend auf. Es wird Ihnen doch möglich sein, die erforderlichen Deckungsmittel ausfindig zu machen. Ich erwarte dies von Ihrer Energie und Klugheit.“ Diese Aufforderung wurde mit dem grössten Nachdruck wiederholt, ohne dass ich über meine bestimmte Bitte auf den Fall der nicht zu erzielenden Bedeckung einen andern Bescheid für mein Benehmen erhielt. Wohl aber ward mir bei meinem Entlassen nachdrücklich bedeutet: „Die zwischen uns geführte Unterredung war nur ein Privatgespräch. Was ich hier gesagt, hab' ich nicht als Präsident, sondern als Eschenburg gesagt, folglich dürfen Sie ämtlich davon nichts wissen, noch weniger davon einen Gebrauch machen. Sollten Sie es doch thun, so sage ich Ihnen in vorhinein, dass ich Ihnen Alles wegläugnen werde.“ Das war in der That eine seltsame Audienz.

So verflossen wieder ohne bessere Aufklärung und ohne irgend eine Aussicht mehrere Tage. Bei mir erwachte die Besorgnis, der Landrichter von Ischgl werde nun bald wegen des langen Abganges seines Aktuars Beschwerde führen. Indessen beruhigten mich einigermassen die mir wohlbekannte Stimmung und Gesinnung des Herrn Kreishauptmanns und des Appellations-Präsidenten in dieser Sache. Plötzlich trat in M.'s trauriger Angelegenheit eine ganz unerwartete Wendung ein. Der Postbriefträger brachte eines Morgens einen Brief an M. adressirt. Kein Arrestant darf geheime Correspondenzen haben. Ich öffnete ihn und sah, dass das Schreiben von einer weiblichen Person war, voll der bittersten Vorwürfe und Schmähungen wegen Untreue des einstmaligen Geliebten. Obschon ich nach dem Grundsatz: *afflictis non est addenda afflictio*

den Brief zurückbehalten hätte, so liess ich denselben dem M. doch zustellen. Als er ihn gelesen, so trat — mir unbegreiflich — ein Jubeln, ein Hüpfen und Tanzen mit dem Ausrufe ein: „Die rettet mich! die rettet mich!“ Mit meiner Genehmigung schrieb er an sie, eine Bürgerstochter von Sterzing. Ich erlaubte nach seinem Wunsche auch gern, dass ein verlässlicher Diener den Brief überbringen durfte. Schnell kam dieser beschwert mit 400 fl. zur theilweisen Bedeckung des M.'schen Rechnungsabganges zurück. Nun machte ich einen weitem Versuch bei den eventuellen Erben des schon altersschwachen, übrigens wohlbemittelten Ingenuin Span. Sie erkannten auf meine Vorstellung, dass, wenn M. in gerichtliche Unterstuchung gezogen und gestraft wird, sie ohne Zweifel keinen Ersatz, wohl aber solchen zu hoffen haben werden, wenn er seinen Dienst behält. Sie leisteten demnach für 600 fl. Bürgschaft. Mit den von Sterzing angekommenen 400 fl. waren nun 1000 fl. bedeckt. Die noch mangelnden 310 fl. wurden von mir, dem Adjunkten von Lutterotti und dem Kanzlisten Schiestl zur Berichtigung übernommen. Alle diese Leistungen waren jedoch nur anlehensweise gegen unverzinslichen Rückersatz gemeint. So konnte diese betrübende Angelegenheit als glücklich beendet erklärt, die Strafverhandlung gegen M. niedergeschlagen und diesem die volle Freiheit gegeben werden. Nach dem lebhaften Wunsche des Landrichters Ofner kam M. nicht mehr nach Ischgl, sondern als Aktuar zum Landgerichte Dornbirn, wo er dann zum Adjunkten desselben Gerichts und endlich zum Landrichter von Montafon befördert wurde. M. hatte die Bürgerstochter aus Sterzing geehlicht und mit ihrer Hilfe innerhalb 12 Jahren die ganze Schuld getilgt. In den Pensionsstand übergetreten starb er etwa vor einem Jahre, wie ich höre, in Meran.

Am 22. Mai 1819 hat mir das Landes-Gubernium die kommissionelle Untersuchung in Bezug auf eine in dem Leutascher Revier von dem Scharnitzer Zollpersonal aufgegriffene Kontrabande und die dabei eingetretene Gränzstreitigkeit gegenüber Baiern im Delegationswege übertragen. Die Erhebungen wurden ohne alle Störung und in Ordnung gepflogen. Sie er-

wiesen sich durchaus für das Recht und Interesse Oesterreichs. Das Gubernium genehmigte mit Applaus meinen Vortrag und mein Gutachten. Bot dieses Geschäft an sich keine besondere Merkwürdigkeit, so macht mir doch die Beschwerlichkeit und noch mehr die Gefährlichkeit der Wege, die wir zu begehen hatten, dasselbe unvergesslich. Nur das steile Hochgebirge war unser Terrain. Mehrmals traf es uns, schwindelnde Gebirgsabhänge zu übersetzen. Der gefährlichste Gang war wohl über den „Wildsteig an der Rothwand“, der über eine viertel Stunde lang und an manchen Stellen nicht so breit weit, dass man beide Füße hätte nebeneinander setzen können, die überdies keinen sichern Auftritt hatten, da loses Steingerölle den Pfad bedeckte. Der Ausblick von dieser kahlen Wand, ohne alle grüne Vegetation, war wirklich grausenhaft. Der bayer. Landrichter Karl von Garmisch, mit dem ich die kommissionelle Verhandlung zu pflegen hatte, ging hinter mir, und wollte die grossartige Tiefe überschauen, aber plötzlich vernahm ich einen gellenden Schrei, der mich in keinen geringen Schrecken versetzte. Er musste dann von seinem Jäger sorgfältig geführt werden. Als wir in Mittewald angekommen waren, und uns mit dem trefflichen Mittewalder Bier nach gehöriger Ausruhe labten, war Landrichter Karl nicht mehr im Stande, das nur halbgefüllte Seidelglas ohne zu schütten zum Mund zu bringen. Ich zitterte nicht, weil ich die Vorsicht, durchaus nie in die Tiefe zu schauen, genau beobachtet hatte.

Der 3. September brachte mir wieder einen Familienzuwachs, nämlich ein Söhnlein, Namens Joseph, Johann, Maria. Die Geburt war sehr schwer, und das Kindlein vom ersten Augenblicke seines Lebens an leidend, doch hat es der Herr bereits nach drei Wochen, am 23. September, zu sich genommen. Angebetet sei der Wille Desjenigen, der über Leben und Tod gebietet, von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Um das Jahr 1820 hatte ich das Glück, einen Streit zu schlichten, der zwischen den zwei Nachbargemeinden Axams und Grinzens puncto Alpenweide und Gränze durch 200 Jahre mit theilweiser Erbitterung unterhalten wurde. Ich wollte dieser

bösen Geschichte, wenn möglich ein Ende machen. Nachdem ich mich durch die Einsicht der bezüglichen Schriften vom Stand der Sache möglichst genau unterrichtet hatte, schrieb ich einen Zusammentritt der Interessenten, eigentlich der Bevollmächtigten derselben, in der streitigen Alpe aus. Es wurde der Augenschein aufgenommen, und von mir ein Vortrag gehalten, in dem ich vor Allem zur Versöhnlichkeit ermahnte und dann eine Ausgleichung vorschlug. Es wurde darüber viel gesprochen und Einwendungen erhoben, denen ich so gut als möglich zu begegnen suchte. Bereits waren zwei Stunden verflossen, und wir standen auf dem alten Punkt. Allmählig wurde der Wunsch nach endlicher Lösung rege, wozu wohl auch der unruhig gewordene Magen das seinige beitrug. Ich proponirte den aus dieser Verhandlung abgeleiteten, den beiderseitigen Ansprüchen am nächsten kommenden Vergleich. Einer der heftigsten Gegner rief mit heller Stimme: „Angenommen.“ Bald folgten auch die andern mit ihrer Zustimmung und mein Vorschlag ward zum Beschluss erhoben. Die Zufriedenheit und Freude war allgemein und so laut, dass man voll Jubel die Hüte warf und sang und jauchzte, so, dass das freundliche Echo mit seinen lustigen Antworten einstimmte. Eine interessante Scene! Nach der Regel: Das Eisen muss man schmieden, so lang es warm ist, wollte ich die Sache sogleich vollständig machen; ich liess mich nicht beirren von den Einwendungen hungeriger Mägen und durstiger Kehlen, sondern dictirte die so glücklich zu Stande gebrachte Uebereinkunft zu Protokoll, das von allen Interessenten unterschrieben wurde. Da diente ein Felsblock als Schreibtisch. Gott gebe, sagten wir, dass die darauf geschlossene Eintracht und nachbarliche Freundschaft so fest und dauerhaft als dieser Fels sein möge. Nun eilten wir allerdings die leiblichen Ansprüche zu befriedigen, was mit dem fröhlichsten Gemüthe geschah.

Am 12. September 1820 ward mir noch ein gesundes Knäblein, Namens Augustin, Joseph, Guido bescheert. Die Geburt war zwar glücklich, allein meine gute Frau erkrankte in Folge der Nachwehen so schwer, dass wir um ihr Leben ernst-



lich besorgt wurden. Indessen der liebe Gott hat das Schlimmste abgewendet, und meine Frau erholte sich, wenn gleich langsam, wieder vollkommen.

Am 6. Nov. 1823 kam beim Wirth Rangger in Götzens Feuer aus. Die Unvorsichtigkeit beim unverwahrten Lampenlicht Flachs zu hecheln war die Entstehungsursache. Mir wurde hievon in der Kirche während der Sechsuhrmesse die Anzeige gemacht. Ich eilte mit mehrern Leuten und der Wiltauer Spritze dahin (Götzens hatte keine), und fand das Haus des Wirthes in vollen Flammen; auch des Nachbars Haus war schon vom Feuer ergriffen. Es hatten sich zwar Leute beim Brande eingefunden, waren aber ohne Leitung. Ich bemühte mich einige Ordnung herzustellen und die Spritze so schnell als möglich in Thätigkeit zu setzen. Bald nach meiner Ankunft traf auch der Gouverneur Graf Chotek an der Brandstätte ein und mit ihm der Conceptspraktikant Graf Fünfkirchen, damals ein wahrer Springinsfeld. Beide waren zu Pferd angekommen. Der Gouverneur zeigte sich nichts weniger als freundlich gegen mich. Er kritisirte Alles, und tadelte bald dieses, bald jenes; jeder Befehl war kurz gefasst und diktatorisch. Indessen that ich alles, was nach meiner Ueberzeugung nothwendig oder gut war. Glücklicherweise hatten wir keinen Mangel an Wasser. Um meine ohnedies schwierige Aufgabe noch mehr zu verbittern, mengte sich auch noch Graf Fünfkirchen darein. Er kam mit seiner Reitpeitsche, und wollte einige Männer, welche müssig dastanden, zur Arbeit antreiben. Da trat ich ihm in den Weg und klärte auf, dass diese Leute schon lange gearbeitet hätten, und einer kurzen Ruhe bedürfen, um wieder arbeiten zu können. Ich setzte noch bei, dass überhaupt die Peitsche bei uns keineswegs das Werkzeug sei, um bereitwilligen Gehorsam zu erwecken. Er nahm die Lektion unerwidert hin und beirrte mich nicht mehr. Zwei Häuser waren abgebrannt, die andern gerettet, und, da Nachmittags keine Gefahr mehr drohte, der Gouverneur, der jede vom Pfarrer angebotene Labung ausschlug, und sein Begleiter Graf Fünfkirchen abgezogen. Ich aber nahm vom Herrn Pfarrer (Pfaundler) ein Mittagmahl, richtiger Abend-

mahl als ein sehr willkommenes Offert dankbar an. Ich muss noch nachtragen, dass auch eine Hallerspritze etwas später angekommen war und gute Dienste leistete. Wenngleich gegen den Abend hin alle Löscharbeiten geschlossen waren, so wollte ich doch, um auch einer noch möglichen Gefahr bei einem allenfalls entstehenden Winde zu begegnen, diese Nacht in Götzens zurückbleiben. Nachdem ich mit den erforderlichen Aufträgen hinreichende Nachtwachen aufgestellt hatte, begab ich mich in das mir zum Nachtquartier angewiesene „zendrigste“<sup>1)</sup> Haus (so nannte es mein mit einer Stall-Laterne versehener Führer, es war das äusserste Haus im Dorfe), um ein paar Stunden zu ruhen. Ich war auf dem Boden einer Bauernstube und einem darauf gebreiteten Strohschober gebettet. Das Stroh hatte ich als ganz frisch befunden, und so schlief ich, müde der ich war, einige Stunden. Am andern Morgen fand man jede mögliche Gefahr vollkommen beseitiget und ich konnte mit voller Beruhigung mich nach Hause begeben. Indessen ging mir das unfreundliche, barsche Benehmen des Gouverneurs gegen mich immer im Kopfe um, und ich ward darüber einigermassen unruhig. Die Unruhe steigerte sich, als ich zu Hause angekommen, ein versiegeltes Schreiben des k. k. Landes-Präsidiums (vom 10. Nov.) auf meinem Arbeitstische fand. Wie sehr war ich überrascht, als ich in demselben die Worte las: „Ich ertheile dem Herrn Landrichter Dr. Staffler mit Vergnügen die Versicherung meiner vollkommenen Zufriedenheit über Ihre bei Gelegenheit des nun gänzlich erstickten Brandes in Götzens neuerlich bewiesenen Thätigkeit und über die Zweckmässigkeit der von Ihnen hiebei getroffenen Verfügungen. Gr. Chotek.“ Hieher gehört noch die Bemerkung, dass Graf und Gräfin Chotek am Tage nach dem Brande eine bedeutende Unterstützung für die arme Familie des abgebrannten zweiten Hauses grossmüthig gespendet haben.

Im Herbst des Jahres 1823 hatte ich noch ein sehr deli-

---

<sup>1)</sup> Von „ent“ oder „ent'n“, als Adj. entrig = jenseits, im gegebenen Falle = am entgegengesetzten Ende des Ortes.

kates und schwieriges Geschäft, nämlich die Rekrutenstellung, durchzuführen. Diesmal wurde dasselbe durch den Umstand besonders erschwert, dass die Gemeinden Wilten und Hötting, die miteinander einen Loosungsdistrikt bildeten und drei Mann zu stellen hatten, ziemlich unverhältnismässig in der Zahl der Militärpflichtigen von einander abwichen. Als dieselben zur Loosung versammelt waren, erklärten jene von Hötting mit Wilten nicht zu loosen. Ihr Benehmen und der Ton, mit dem sie ihr Begehren vorbrachten, waren keineswegs in den Schranken des gebührenden Anstands gehalten. Ich gab mir Mühe, ihnen begreiflich zu machen, dass dies aus dem Grunde nicht angehe, weil nach der Zahl der Loosungspflichtigen, im Verhältnis jener von Hötting zu der von Wilten, strenge genommen von den zu stellenden 3 Mann  $1\frac{3}{4}$  Mann auf Hötting entfielen, und dass nur dann, wenn dieses 2 Mann stellen wollte, gestattet werden könnte, dass es allein loose. Gegen eine solche Mehrleistung wurde, wie vorauszusehen war, lebhaft protestirt und gefordert zu gestatten, dass man einen Rekruten auf's künftige Jahr schuldig bleibe. Die Belehrung, dass dieses deswegen unzulässig sei, weil das Regiment sein Erfordernis vollständig für dieses Jahr anspreche, wurde nicht beachtet, und das Schreien und Lärmen immer stärker und frecher. Mit den Loosungspflichtigen waren auch einige Väter derselben, namentlich die Schober, insgemein die Kreineler genannt, recht krude und störrische Metzgerleute von der Höttingerau, in der Versammlung erschienen. Diese machten sich's zum Geschäft, recht boshaft das junge Volk zur Widersetzlichkeit aufzuhetzen. Das Geschrei und das Toben der Tumultanten wurde so gross, dass ich mich trotz der grössten Anstrengung meiner Lunge kaum mehr hörbar machen konnte. Ich näherte mich Einigen, die sich bisher ruhig verhielten, und diesen zum Gehör liess ich die Drohung fallen, dass ich bald genöthigt sei, die ärgsten Schreier durch den Gerichtsdienner wegführen zu lassen. Darauf erwiderten jene Ruhigen: „Herr Landrichter, das lassen wir nicht geschehen.“ Diese Rede von den scheinbar Gutgesinnten hat mich sehr bedenklich gemacht, und mein Adjunkt Dr. Maurer

flüsterte mir in's Ohr: „Militärassistenz!“ Ich entgegnete: „Noch nicht.“ Ein greller Umstand hat mich indessen zu einer That angetrieben, die ich als Regel nicht empfehlen möchte, die in meiner kritischen Lage aber von der trefflichsten Wirkung war, ja für die Lösung meiner Aufgabe den Ausschlag gab. Es hatte sich nämlich ein furchtbarer Schreier knapp neben mir erhoben. Man hörte keine Silbe von meinen Worten; das Trommelfell meiner Ohren war in grosser Gefahr; mir riss jetzt die Geduld und im grössten Aerger ergriff ich ein langes und breites Lineal, das zum Rastriren der Conscriptionstabellen auf dem Tische lag, und schlug es auf dem Rücken des entsetzlichen Schreiers mit solcher Gewalt ab, dass die Trümmer mit auffallendem Getöse nach allen Seiten hinfielen. Dieses Manöver wirkte: Alle waren verblüfft und schwiegen. Ich benützte diese augenblicklich wie durch ein Wunder eingetretene Stille, und hielt einen kurzen aber lauten Vortrag, in welchem ich eröffnete, dass vorschriftmässig jetzt sogleich, wie schon anfangs erklärt worden, die Buchstaben des Alphabets und dann die Nummer von 1 angefangen bis zu jener, die mit der Zahl aller Loosungspflichtigen übereinstimmt, werden in den Loosungstopf gelegt werden. Hiernach haben die Pflichtigen in der Reihe, wie es sie trifft und sie von mir namentlich gerufen werden, selbst ihr Loos zu ziehen. Für diejenigen, welche die Ziehung verweigern sollten, wird ein Familienvater dieselbe vornehmen, mit derselben gesetzlichen Wirksamkeit, wie für einen Abwesenden. Uebrigens fügte ich noch bei, dass solche Widersetzlichkeit gegen die gesetzliche Ordnung nach Gebühr bestraft werden wird. Nach dieser von Allen wohlverstandenen Anrede wurde unverzüglich der Akt der Belegung des Topfes mit den Buchstaben und Zahlen vorgenommen, der, bei zu meiner grossen Verwunderung nicht gestörter Ruhe, glücklicherweise in vollkommener Ordnung durchgeführt werden konnte. Jetzt hatte ich schon gewonnenes Spiel. Der erste zur Ziehung Berufene war einer von Wilten, der ohne Anstand Folge leistete (die Wiltener hatten nie widersprochen). Der zweite Zug betraf einen Abwesenden. Für diesen hob nach Vorschrift ein Fa-

milienvater das Loos. Der dritte war ein Höttinger, der zwar zu den Renitenten, aber nicht der schlimmsten Sorte gehörte. Er kam zwar auf meinen Ruf herbei, war aber lange ungeschlüssig, was er thun sollte; denn mehrere Hetzstimmen schriegen, dass er nicht ziehen soll. Ich aber habe ihm eifrig zugesprochen, auf dieses Geschrei nicht acht zu geben, sondern seinem Landrichter zu folgen, der es gewiss ehrlicher meint und besser versteht, als diese widerspänstigen Köpfe. Lange schwebte seine Hand über dem Topf, und wieder ertönte es aus einer Zimmerecke: „Hansele zieh' nicht!“ Doch rasch und fast schien es zum Trotz gegen dieses beständige Kommandiren fuhr der Hansele in den Topf und hob seine Nummer. Jetzt war das Eis gebrochen. Ausser einigen dumpfen Schmähungen auf „die Lettfeig'n“, den Hansele, hörte man nichts mehr von Widersetzlichkeit, und unweigerlich traten alle, wie sie von mir gerufen wurden, zum Topfe, um ihre Loose zu ziehen. Und so war es mir gelungen, diesen Akt, der kurz vorher in eine höchst kritische Phase mit wenig Hoffnung einer glücklichen Lösung übergetreten, in vollkommen gesetzlicher Ordnung zu Ende zu führen. Kaum hatten sich alle jungen Leute wie auch deren Begleiter aus dem Gerichtshause entfernt, traten 12 Mann Militär mit aufgepflanztem Gewehr in das Loosungszimmer mit der Meldung des Führers, sie seien zur Assistenz und dem Herrn Landrichter zur Verfügung hieher gesendet. (Mein Adjunkt hatte sie ohne mein Wissen requirirt). Ich dankte für ihre Bereitwilligkeit mit dem Bemerkten, dass ich ihrer nicht mehr bedürfe. Ich war herzlich froh, dass diese Soldaten post festum erschienen, denn wären sie während der geordneten Loosung gekommen, hätte dies eine schlimme Störung in der so delikaten Amtshandlung veranlassen können.

Nach solchen über vier Stunden fortgesetzten Anstrengungen, wobei ich jedoch für meine Person von den Tumultuanten keine Beleidigung erfuhr, eilte ich in meine Wohnung und warf mich erschöpft auf's Kanapee hin, um etwas auszu-ruhen. Aengstlich fragte mich meine gute Frau, die den Höllenlärm auch gehört, ob ich wohl kein Blut ausgeworfen habe?

Ich konnte ihr zur Beruhigung mit Ueberzeugung aussprechen, dass heute nach dieser ungeheuern Anstrengung meine Lunge die Feuerprobe bestanden habe. Wir priesen Gott und liesen zur Dankbarkeit eine hl. Messe lesen. Gegen die schlimmsten Tumultuanten wurde dann ein strenges Strafverfahren eingeleitet. Zwölf derselben erhielten verschiedene Strafen, und zwar von 2 bis 8 Wochen Arrest, je nach dem Masse ihrer geringern oder grössern Schuld. Zur letztern Kategorie zählten die Schöber, die Alten. Dem k. k. Landrichter liess die hohe Landesstelle „wegen seines zweckmässigen, festen und klugen Benehmens bei diesem Vorfalle“ mit h. Dekrete vom 8. November die besondere Zufriedenheit bezeigen.

Eine andere wichtige Angelegenheit beschäftigte mich in den Jahren 1824 und 1825, nämlich die Regulirung des Sillflusses zwischen Wilten und Pradl. Eine unnatürliche Krümmung desselben verursachte oftmalige grobe Beschädigungen der angränzenden fruchtbaren Felder. Es handelte sich um dessen Geradeziehung und Herstellung eines neuen Flussbettes. Das wünschten zwar alle Anrainer einstimmig, aber die damit verbundenen Kosten stellten sich als den fast unüberwindlichen Knotenpunkt dar. Der k. k. Kreis-Ingenieur Vorhauser berechnete dieselben auf zwanzig und einige tausend Gulden, denn zum Aufwand für die kostbaren Uferbauten war auch die Entschädigung für ein ziemlich werthvolles Wohnhaus zu rechnen, das abgetragen werden musste. Die Eigenthümerin, Witwe Pfanzelter, forderte nicht einmal einen hohen Preis. Ein Conspunkt über die Beitragspflicht eines jeden Anrainers mit sorgfältiger Berücksichtigung der grössern und geringern Wassergefahr seines Realbesitzes war der Gegenstand wiederholter Verhandlungen. Der Kreishauptmann Mensi leitete dieselben, aber zu seinem grossen Verdruss ohne den erwünschten Erfolg. So durfte die bereits ernst in die Hand genommene und in das Interesse zahlreicher Parteien tief eingreifende Angelegenheit unerledigt nicht länger liegen bleiben. Das erkannten Alle. Ich nahm mich der Sache mit Vorliebe an, und schlug einen neuen Weg ein. Einige der hartnäckigen Zahlungsgegner (gegen

den Bauplan selbst wurde keine Einwendung laut), liess ich abgesondert zu mir kommen. Diese bearbeitete ich dann einzeln, vorzüglich den gräflich Ferrarischen Verwalter, mit der eben nicht freundlichen Aussicht auf einen kostspieligen Prozess, der nicht ausbleiben und von den Herren Renitenten nach meiner Ueberzeugung nicht gewonnen werden könne. Diese schienen dadurch mürbe geworden zu sein, dürften sich wohl auch durch Nachfrage bei Rechtsmännern von der Gründlichkeit meiner Vorstellung überzeugt haben. Bei dem nächsten Zusammentritt aller Interessenten legte ich einen im Benehmen mit dem besonders praktisch tüchtigen Ingenieur zum Theil modificirten Vorschlag denselben vor. Er hatte das Glück, die allgemeine Zustimmung zu erhalten. Hierauf wurde von den Interessenten aus ihrer Mitte ein Ausschuss und ein Kassier gewählt. Ich wurde ersucht, die bedeutenden Geldbeträge in gerichtliche Verwahrung zu nehmen und anstatt des rechnungsunkundigen Kassiers, des Bauers an der Sill, Alois Rausch, die ganze Verrechnung zu besorgen. Die Bauten wurden ordnungsmässig ausgeführt. Sie sicherten vollkommen den beabsichtigten Erfolg. Ich legte am 16. Dezember 1825 über eine Summe von mehr als 27.000 fl. die gehörig dokumentirte Rechnung, welche von der k. k. Provinzial-Staatsbuchhaltung unausstellig befunden wurde. Gouverneur Graf Chotek, dem ich über meinen Plan mündlichen Vortrag erstattete, genehmigte denselben vollkommen und besonders mein Vorgehen gegen den gräflich Ferrarischen Verwalter.

In Erledigung meiner wiederholten Kompetenzgesuche ernannte mich das Hofkanzleidekret vom 21. October 1825 zum Gubernial-Sekretär in Innsbruck. Vom Kreisamte Schwaz erhielt ich eine ehrende Anerkennung über meine bisherige landgerichtliche Amtsführung. Bei meinem Abgehen als Landrichter von Sonnenburg wurde von meinen Freunden von Wilten ein kleines, aber sehr gemüthliches Fest im Dorfe Ambras bereitet. Dabei erhielt ich mehrere herzliche Abschiedsgedichte, darunter ein recht hübsches vom Doktor Fischer, dem nachherigen Statthalter von Oberösterreich, verfasst, der als Gast an Feste theil-

nahm. Dann hat mir die Gemeinde-Vorsteherung von Wilten, „um mich fortan als den Ihrigen zu ehren“, das Diplom am 27. Dezember 1825 überreicht, vermöge welchem nicht nur ich für meine Person, sondern auch meine Nachkommen als Bürger von Wilten aufgenommen wurden. Die schöne Initiative des Diploms besagt: „Seiner Wohlgeboren, dem Herrn Doktor Johann Jakob Staffler, k. k. Gubernial-Sekretär. Für seine rühmliche Amtsverwaltung, die er als k. k. Landrichter von Sonnenburg durch acht Jahre und acht Monate mit rastloser Sorgfalt führte, unsere Hochachtung und Dankbarkeit, von Gott aber Segen und Heil.“

Meine feierliche Verpflichtung als Gubernial-Sekretär erfolgte am 2. Dezember 1825, meine Uebersiedlung nach Innsbruck aber erst um Lichtmess 1826 bei sehr strenger Kälte. Ich machte also durch 2 Monate täglich den Weg von Wilten nach Innsbruck und zurück, eine Strecke von einer halben Stunde viermal. Mein Gehalt war 1200 fl. ohne Emolumente. Meine Dienstleistung beim Gubernium begann ich im Departement für Kanzlei-Provinz-Militär- etc. -Gegenstände unter dem alten Gubernialrath von Röggl. Die erste bedeutende Aufgabe, die mir neben den gewöhnlichen Bureaugeschäften übertragen wurde, war die Kommission zur Rekruten-Assentirung für das Kaiserjäger-Regiment, die ich durch zwei Jahre (1826 u. 1827) zur Zufriedenheit des Guberniums besorgte.

Mit dem Gubernial-Dekrete vom 21. Juli 1826 erhielt ich den sehr wichtigen Auftrag zur Ausführung eines umfangreichen und dornichten Geschäftes. Man hatte sich nämlich überzeugt, dass dem Liquidationsoperat zur Ausgleichung der ältern Kriegskosten nicht nur unrichtige Berechnungen, sondern auch noch andere wesentliche Gebrechen von verschiedenen Missverhältnissen anklebten. Ueber Vernehmung der Stände hatte das Gubernium beschlossen, sämtliche Marschkonkurrenz-Rechnungen vom Jänner 1806 bis Ende October 1821 einer Ueberprüfung unterziehen, das Liquidationsoperat von seinen Fehlern reinigen und nach den Normalvorschriften richtig stellen zu lassen. Hiefür wurde eine eigene Liquidations-Kommission unter



dem Vorsitze des Herrn Gubernialrathes Freiherrn von Buol mit Beiziehung des ständischen Verordneten Grafen Trapp, des Vicestaatsbuchhalters, des Fiskaladjunkten Bouthillier und des Gubernial-Sekretärs Dr. Staffler als Referenten niedergesetzt. Dieser Kommission hat man die ständische Buchhaltung unmittelbar mit dem Auftrage untergeordnet, dass sie zu diesem Zwecke fähige Liquidanten zu stellen habe. Die Aufgabe war gross und schwierig; ich schreckte anfangs vor ihr beinahe zurück. Indessen *adjuvante Deo* und nach der alten Sentenz: *„Labor improbus omnia vincit“* wurde ich Herr aller Hindernisse. Ich hatte mehrere Stösse vorakten, zum Theil ellenhohe, vor mir. Aus diesen musste ich mich vom Stand der Sache möglichst genau unterrichten, dann hierüber und über den nach meiner Ansicht zu befolgenden Operationsplan einen erschöpfenden Vortrag verfassen. Ich kam damit in nicht ganz drei Wochen zu Stande, und mein Referat füllte durch vier Stunden eine Rathssitzung vollkommen aus. Hieran, wie an meinen folgenden in dieser Angelegenheit gehaltenen Vorträgen wurde wenig und nur Unbedeutendes geändert. Innerhalb eines Zeitraumes von vier Jahren wurde diese grosse Arbeit vollendet. Die h. Landesstelle hat mir „über die hiebei bewiesene einsichtsvolle und angestrengte Dienstleistung“ die vollste Zufriedenheit bezeugt. Der grosse ständische Ausschuss hat sich unterm 17. Mai 1830 darüber im gleichen Sinne mit dem Antrage ausgesprochen, dass mir für die mühevollte Verwendung als Referent der Kommission zur Liquidation der ältern Kriegskosten eine Remuneration von 500 fl. aus dem allgemeinen Marschkonkurrenzfond erfolgt werde. Diesem Antrage trat die h. Landesstelle mit bereitwilliger Genehmigung bei. —

Es war im Jahre 1830, als vom Gubernium in Triest ein Ersuchschreiben an das von Innsbruck gelangte, nach welchem jenes die Mittheilung statistischer Nachweisungen über einige allgemeine Fragepunkte bezüglich des Landes Tirol wünschte, indem vorausgesetzt wurde, dass derlei Schriftstücke schon vorliegen. Dieser Gegenstand gehörte und kam in das Kanzlei-Bureau des Gubernialraths von Röggl und ward mir zur Er-

ledigung zugetheilt. Mir war von den requirirten statistischen Ausweisen nichts bekannt; ich befragte hierum den so vieljährigen Gubernialrath, er wusste nichts hievon; ich berieth mich mit dem Gubernial-Registrators-Direktor, er wusste ebenfalls nichts von dem Dasein der gewünschten Ausweise; ich erkundigte mich in der Präsidial-Registratur, allein auch da erhielt ich einen negativen Bescheid. Das Triester Requisitionsschreiben musste beantwortet werden, und ich wusste nichts zu sagen, als unsere Ignoranz zu bekennen. Ich befand mich in der höchst unangenehmen Lage, mich für das Tiroler Gubernium wahrhaftig zu schämen. Alles, was geschehen konnte, war, dass man das kleine Buch des Baudirektions-Beamten Zoller, eine Privatarbeit, sandte. Dies konnte indessen keineswegs genügen, da es kein statistisches, sondern vielmehr ein topographisches Lexikon ist.

Dieser Fall erweckte in mir die Idee, eine Statistik und Topographie unseres Landes zu versuchen. Ich theilte meinen Gedanken dem Gouverneur Grafen Wilczek mit und bat, nachdem Se. Excellenz über meinen Plan sich beifällig geäußert, gütigst zu erlauben, dass dessen Bearbeitung im Namen des hohen Landespräsidiums geschehen dürfe. Darauf ward mir bedeutet, ein genau bezeichnendes Programm zu entwerfen und vorzulegen. Ich that, wie befohlen. Graf Wilczek prüfte und genehmigte es. „Dem Antrag, diesen Gegenstand im Präsidialwege und ämtlich behandeln zu lassen“, sagte er, „wäre ich für meine Person nicht abgeneigt; allein es besteht ein anderes Hinderniss, das den ganzen lobenswerthen Antrag vereiteln könnte. Die Behandlung dieses Gegenstandes im Präsidialwege müsste ich jedenfalls dem obersten Kanzler zur Genehmigung vorlegen, und Graf Mittrowsky ist ein Mückenfänger, er würde weiss Gott welch' gefährliche Machination dahinter wittern, und sehr warscheinlich die ganze Sache als unzulässig zurückweisen. Ich habe einen andern Gedanken“, bemerkte der Gouverneur weiter, „Sie haben, wie Sie mir sagten, die Absicht, die Kreishauptleute wegen Erhebung der erforderlichen Daten mittelst der Landgerichte nach Ihrem Programm in Anspruch zu

nehmen. Gut, bringen Sie mir die fertigen Ersuchschreiben an die sieben Kreishauptleute, und ich werde einem jeden meine besondere Empfehlung beifügen, ich werde nämlich sagen, dass nach meinem Wunsche dem vorstehenden Ansuchen des Gubernial-Sekretärs Staffler bereitwillig entsprochen werden wolle, indem dieses Unternehmen einem lang gefühlten Bedürfnisse abzuhelpfen beabsichtigt, daher alle Unterstützung verdiene.“

Nach dieser ebenso wohlwollenden, als zweckdienlichen Andeutung, wurde nun die Sache eingeleitet. Die Empfehlung des Gouverneurs und die halbamtliche Behandlung (die Sendung aller darauf bezüglichen Schriften geschahen portofrei vom Landespräsidium und an dasselbe), waren von der besten Wirkung. Die Kreishauptleute forderten die Landrichter ihres Kreises auf, nach meiner sehr genauen Vorzeichnung den Gegenstand zu bearbeiten und ihre Operate nach kreisämtlicher Prüfung mir einzusenden. Hiernach erhielt ich grösstentheils gediegene Aufsätze. Das Mangelnde und Unrichtige wurde in Folge meiner höflichen Ersuchschreiben nachträglich ergänzt und berichtet. Dabei benützte ich fleissig die Archive des Guberniums. Selbst das fürstbischöfliche Konsistorium in Brixen theilte mir schätzbare Aufklärungen mit; auch ältere Chroniken und bewährte tirolische Schriftsteller, dann Anichs Karte und die Kreis-Ingenieure mit ihren Nachweisungen mussten meinem Zwecke dienstbar sein. Das ist die Genesis meines Buches, das wohl bezüglich der Statistik das ganze Tirol umfasst, in Absicht auf das Topographische auf das deutsche Tirol und Vorarlberg beschränkt werden musste, weil ich das erforderliche Materiale von allen Landgerichten der italienischen Kreise zu erhalten nicht im Stande war. Die Vollendung dieses Werkes kostete mich grosse Mühe und Anstrengung, da ich neben meinen Berufsgeschäften alles sichten, ordnen, zusammensstellen, in einen anständigen Styl kleiden, und das Manuscript druckmässig bearbeiten musste. Meistens sah mich schon die fünfte Morgenstunde am Schreibtische und erst um 11 Uhr gönnte ich mir Nachtruhe. Die Statistik trat 1839 an's Licht, die

Topographie dagegen erst 1847<sup>1)</sup>). Das Buch fand Beifall und Absatz. Ausser vielen günstigen Recensionen, die darüber im In- und Ausland erschienen, erhielt ich von Sr. Majestät dem Kai-

<sup>1)</sup> Das Werk Staffler's welches für die Zeit seines Erscheinens eine geradezu mustergültige Leistung repräsentierte und noch heutzutage, namentlich wegen der darin enthaltenen historischen Daten, unentbehrlich ist, trägt den Titel: „Tirol und Vorarlberg, statistisch und topographisch, mit geschichtlichen Bemerkungen, in zwei Theilen.“ Der erste Theil (Innsbruck, gedruckt bei Felician Rauch 1839) enthält die allgemeine Schilderung des Landes und die Statistik. Der zweite Theil behandelt in vier Halbbänden die Topographie von Vorarlberg und Deutsch-Tirol nach der Kreiseintheilung: Vorarlberg und Oberinntal erschien 1840, Unterinntal und Wipptal 1842, der Kreis Pusterthal und am Eisak 1844, der Kreis an der Etsch 1846. Anfangs 1847 publicierte Staffler dann noch ein „Register über die in den deutschen Kreisen von Tirol und Vorarlberg vorkommenden Ortschaften, Berge und Thäler, Gewässer und merkwürdigen Personen.“ Die Beschreibung der beiden wälschtirolischen Kreise Trient und Roveredo sind nicht mehr zur Ausgabe gelangt. Noch im Dezember 1844 hoffte Staffler das ganze Werk ungefähr in 3 Jahren zum Abschluss bringen zu können. In einem an seinen Gönner, den früheren Gouverneur Friedrich Grafen Wilczek gerichteten Briefe vom 7. Februar 1847 aber bemerkt er bereits resigniert: „Wann ich das italienische Tirol, nämlich die Kreise Trient und Roveredo zustande bringen werde, liegt dermalen ganz ausser meiner Berechnung, da mir die gegenwärtigen ungünstigen amtlichen Verhältnisse zu jener literarischen Arbeit durchaus keine Musse gestatten.“ Wenige Wochen später überreichte Staffler, dem Drucke von Oben weichend, das Gesuch um seine Versetzung in dauernden Ruhestand. Der damalige Gouverneur Graf Brandis scheint dem literarischen Unternehmen Staffler's, wie diesem persönlich, nicht dasselbe Wohlwollen entgegengebracht zu haben, wie sein Vorgänger. Ohne amtliche Unterstützung war es aber für Staffler aussichtslos, die statistischen und historischen Daten, deren Beschaffung gerade in dem italienischen Landestheile eine besonders erschwerte war, mit der angestrebten Zuverlässigkeit und Vollständigkeit zusammenzubringen.

So ist es gekommen, dass das grossangelegte Werk Staffler's leider ein Torso blieb.

Das von Staffler über die Kreise Trient und Roveredo bereits gesammelte ziemlich umfangreiche aber sehr ungleichwertige Material befindet sich — sowie auch die auf die ganze Arbeit bezügliche Correspondenz — jetzt im Besitze des Ferdinandeums.

ser Ferdinand, vom König von Württemberg und selbst vom Kaiser Nikolaus von Russland goldene Verdienst-Medaillen. Dann übersandte mir die gelehrte Gesellschaft degli Agiati in Roveredo das Diplom als ihr Ehrenmitglied. —

Im Jahre 1834 trat ich in Folge der Pensionirung des Gubernial-Sekretärs Hecher in die höhere Besoldungsklasse mit 1400 fl. C. M.

Meine älteste liebe Tochter Anna nährte lange den sehnlichen Wunsch in ein Kloster zu treten. Die Mutter und ich wollten aus mehrern Gründen die Einwilligung hiezu nicht geben, und machten dem guten Kinde die lebhaftesten Gegenvorstellungen. Allein der Klostergedanke liess sich nicht unterdrücken. Drei Jahre hatte ihn die fromme Tochter stille dulndend bei sich herumgetragen. Als sie im Herbst 1834 ihre Bitten um die gütige Einwilligung und den Segen der Eltern flehentlichst erneuerte, und es uns nicht entging, dass dieser Zustand auf ihre Gesundheit nicht ohne nachtheiligen Einfluss sei, gaben wir in Gottes Namen nach. Sie wählte das Kloster des Benediktiner-Ordens am Nonnberg bei Salzburg und erhielt die Zusage der Aufnahme unter der Bedingung der Qualification zum Lehrfache für die Mädchenschule. Sie erwarb sich mit dem grössten Fleisse diese Befähigung. Ende Mai 1835 begleitete ich mein innig geliebtes Kind auf dem Wege unserer Trennung nach seiner Bestimmung. Wir wurden sehr freundlich empfangen und in den Räumen des Klosters herumgeführt. Es ist ein grosses alterthümliches Gebäude. Heiter und aussichtreich präsentirt sich die Vorderseite. Hier befanden sich die freundlichen Zimmer der Frauen. Der hintere Theil des Gebäudes ist von dem vorderen durch einen langen stockfinstern Gang getrennt. Die hier angebrachten Bilder sind auch beim hellsten Tage nicht zu erkennen, und können nur beim Lampenlicht beschaut werden. Hieran schliessen sich die Räume der Rückseite mit ihren düstern, wahrhaft melancholischen, an den Felsen angelehnten, dumpfigen Zellen. Hier wohnen die Novizinen und Candidatinnen. Das Krankenzimmer, das nach meiner Meinung zur Heiterkeit stimmen sollte, entsetzte mich am meisten wegen seiner trübseligen zur Schwer-

muth stimmenden Lage und Einrichtung. (Oh meine arme Tochter! seufzte ich in der Stille). Für das Nachtquartier waren wir auf das sogenannte Herrenhaus, ein in der nächsten Nähe des Klosters sich erhebendes altersgraues Gebäude, angewiesen. Ich benützte es zweimal. Am Abende vor meiner Rückreise stand ich in später Nachtstunde neben meiner geliebten Tochter am breiten offenen Fenster. Aus dem reinen, wolkenfreien Himmel leuchtete gar freundlich der Mond. Da fielen nur Worte des Scheidens und der Trennung. Wir beide waren tiefgerührt und hatten nasse Augen. An der Wimper der holden Jungfrau hing eine grosse Thräne. Da sah ich, wie sich der Mond darin so rein abspiegelte, was ihr einen eigenthümlichen Liebreiz verlieh. Wehmüthig schloss ich sie in meine Arme, während ich sie dringend bat, mir ihre Anliegen ja aufrichtig zu berichten, insbesondere, wenn sie glaube, hier ihren Beruf nicht gefunden zu haben. Sie versprach mir's wiederholt mit zitternder Stimme. Schweren Herzens hatte ich die Rückreise angetreten. Die Beschreibung meines Abschieds von der lieben Nanni fand zu Hause überall die innigste Theilnahme. Es waren kaum fünf Wochen verflossen, als wir von ihr ein Schreiben erhielten. Es lautete sehr ernst. Der bedeutungsvollste Inhalt war, der uns anzeigte, dass sie den täglichen lauten Chor ohne Gefährdung ihrer Lunge mitzumachen nicht im Stande sei. Aus ihrem Schreiben ging deutlich hervor, war es auch nicht ausdrücklich gesagt, dass sie den Rücktritt vom Kloster selbst wünsche. Meine Frau freute sich herzlich und die jüngern Kinder jubelten: „Die Nanni kommt, die Nanni kommt!“ Schnell entschlossen reiste ich unverzüglich in Begleitung meiner jüngern Tochter Johanna nach Salzburg ab. Die Oberin und der Beichtvater des Klosters waren ob meinem Erscheinen sehr betroffen und der Meinung, dass die angeregte Bedenklichkeit sich mit der Zeit schon heben werde. Allein ich machte die entgegengesetzte Meinung geltend und reiste mit Nanni und Hanni nach Hause zur Freude der Mutter und der übrigen Geschwister. Doch nicht lange dauerte dieses freudige Zusammenleben. Es scheint Gottes besondere Fügung

gewesen zu sein, dass die älteste Tochter Anna das Kloster verlassen sollte, um die Wärterin und Pflegerin ihrer beiden bald abberufenen Schwestern werden zu können. Johanna starb am 13. September 1837 und Julie am 3. Mai 1838. Und Anna selbst wurde ein Opfer der reinsten Schwesterliebe; sie ging hinüber am 12. Jänner 1840 als die unbefleckte Braut Christi. So verloren wir in einem Zeitraum von 2 Jahren und 4 Monaten alle drei Töchter in einem Alter von 23, 20 und 28 Jahren, edle und liebenswürdige Kinder, wohl ein schwerer Schlag für das liebende Vaterherz und ein fast noch schwererer für die gute Mutter, die jetzt allein ohne alle häusliche Stütze dastand. Doch angebetet sei der Wille des Herrn, ich sehe alle drei als holde Schutzengel im Himmel, die für uns am Throne Gottes beten.

Indessen ward uns in diesen Jahren der Trauer doch auch ein schönes Freudenfest bescheert. Gehörte es auch nicht der lauten Freude an, so feierten wir es immerhin als ein wahres Herzensfest. Mein ältester Sohn Placidus, der aus freier Wahl der hl. Theologie als seinem Beruf sich gewidmet, erhielt am 30. Juli 1837 die Priesterweihe und feierte seine Primiz in der St. Jakobspfarrrkirche hier, aber, wie er's lebhaft wünschte, nur im Stillen, und zwar aus dem zweifachen Grunde, erstens weil er das heilige Opfer in frommer Versammlung des Geistes dem Herrn darbringen wollte, was bei dem lauten und ceremoniösen Gepränge eines solennen Amtes kaum möglich sei, und zweitens weil seine schwerkranke Schwester, die herzensgute Hanni, der heiligen Handlung selbst beizuwohnen wünschte, was wieder nur bei einer stillen hl. Messe sich thun liesse. Doch dieser fromme Wunsch der Kranken sollte nach dem Willen des Herrn nicht in Erfüllung gehen, denn in der Nacht vor der Primizfeier verschlimmerte sich leider ihr Zustand plötzlich derart, dass sie das Bett nicht mehr verlassen durfte. Zu Hause hatte die Mutter, die emsige Martha, ein entsprechendes, wenn auch kein splendides Mahl bereitet, wozu der Dekan Duille, der Onkel Rapp und einige andere gute Freunde geladen waren. Den Vorsitz führte neben dem Primizianten

der sehr verehrte Abt Alois von Wilten. Die Conversation war gemüthlich, aber mit Rücksicht auf die in der Nähe befindliche Kranke stille, denn Alle hatten warme Theilnahme für dieselbe. —

Im Jänner 1839 wurde mir die ehrende Bestimmung zur Dienstleistung als Sekretär des löblichen Frauenvereins für die Kleinkinder-Bewahranstalt und die Industrieschulen der Stadt Innsbruck. Ich leitete ihre Wahlen, revidirte die Rechnung der Kassierin und hielt ihnen manchen beifällig aufgenommenen Vortrag, worin ich zur Erfüllung ihrer wohlthätigen Berufspflichten mit Wärme aufforderte. Als ich Ende April 1841 meine Charge dem Präsidial-Sekretär Dialer abtrat, erhielt ich aus den Händen der Frau Vorsteherin, Magdalena Gräfin Wolkenstein, einer ehrenwerthen Dame, ein glänzendes Abschiedsschreiben.

Am 25. Jänner 1839 wurde ich zur Verwendung in das Landespräsidium berufen. Ich widmete diesem neuen Dienstzweige durch etwas mehr als zwei Jahre meine Kräfte mit Eifer und Fleiss. Dies bezeugte mir bei meinem Austritte der damalige Präsidiums-Verweser Freiherr von Benz in einer ehrenvollen Zuschrift. Zum Gubernial-Gremium zurückgekehrt wurde mir vom neuen Gouverneur Grafen Brandis das selbständige Referat in den wichtigen Forst- und Kulturgegenständen übertragen. Dieses führte ich auch bis zu meinem Abtritt als Gubernial-Sekretär.

Am 29. April 1843 ernannte mich Se. Majestät der Kaiser zum Kreishauptmann für Pusterthal nach Bruneck mit dem Gehalt von 2500 fl. und einem Reisepauschale von 500 fl. C. M. Am 12. Mai wurde ich feierlich verpflichtet. Die h. Landesstelle eröffnete mir diese Beförderung mit dem Ausdrücke der vollsten Zufriedenheit mit meinen als Gubernial-Sekretär geleisteten Diensten. Am 21. Juni reiste ich mit meiner ganzen Familie nach Bruneck. Nicht nur da im Städtchen, meiner künftigen Residenz, sondern auf der ganzen Route, von der Kreisgränze an wurde ich auf das feierlichste empfangen. Das Kreisamt war damals am östlichsten Ende der Stadt in Ober-



ragen, einer kleinen Vorstadt, und zwar im Edelsitze Ober-  
ragen oder Ragen, nahe der Pfarrkirche untergebracht. Dieser  
Edelsitz, sehr alt, ursprünglich Ragowa genannt, soll seinen  
Bestand aus dem 10. Jahrhundert herleiten. Da hatte auch  
der Kreishauptmann seine, zwar geräumige aber nichts weniger  
als bequeme Wohnung. Der Ansitz ist Eigenthum des Dr. Karl  
von Klebelsberg und war von der Regierung gemiethet.

Ich hatte zwei Kreis-Commissäre und das übrige system-  
mässige Personale. Dabei gab es der Geschäfte mehr als genug.  
Meine Amtsführung war eine günstige und das Vertrauen, das  
ich mir bald bei der Bevölkerung zu erwerben wusste, ein sehr  
erfreuliches. Ich bereiste fleissig die Gerichte des Kreises, und  
fand den Zustand der gerichtlichen Verwaltung grösstentheils  
befriedigend, die politische Stimmung im Volke gut. Meine  
neue Bestimmung gewährte mir auch die Gelegenheit und die  
Mittel mehr wohlthätig zu sein. Ebenso freudig benützte sie  
auch meine gute Frau. Wir lebten in Bruneck, trotz dem  
rauen Klima, zufrieden und vergnügt.

Nur eines Unfalles muss ich erwähnen, der mich am 13.  
Sept. 1843 auf dem Wege nach Lienz getroffen. Beim Post-  
hause in Mittewald angekommen, fand ich den Landrichter  
Purtscher und mehrere Honorationen aus Lienz, die mir bis  
dahin entgegengereist. Nach freundlicher Begrüssung und nach  
einer eingenommenen kurzen Erfrischung — es war schon  
Abend — wollte ich die Weiterreise nicht mehr verzögern. Da  
liess der unkluge Postmeister bei unserm Abfahren nahe an  
der Strasse einige Pöller abfeuern. Eine Kalesche unmittelbar  
vor meinem Wagen war mit einem jungen spritzigen Pferde  
bespannt; dieses durch das starke Schiessen scheu geworden,  
stürmte in wilder Hast über die Strasse hinaus; die Deichsel  
riss entzwei, das Pferd war fort, die Kalesche stürzte und die  
zwei Herren, die darin sassen, der eine der Concepts-Praktikant  
Röck wurde auf den Rasenboden und der andere der Advokat  
Dr. Brigl in die Stauden hinausgeschleudert, ohne dass sie  
glücklicherweise einen Schaden genommen. (Sie erhielten in  
der Folge scherzweise die Namen „Grasmücke und Stauden-

fahrer“). Diese Scene hatte meinen Postillon völlig betäubt. Ganz ausser Fassung, wusste er nicht mehr was er that. Er leitete meine Kutsche ebenfalls über die Strasse hinaus, die dann, da es über einen Rain ziemlich abwärts ging, umstürzte. Dadurch geschah es, dass ich vom gebrochenen Glas des Wagenfensters an der Stirn und noch mehr an der rechten Hand verwundet wurde. Der Landrichter, der neben mir sass, blieb unversehrt. Ein Glück war es, dass die alten Postpferde stille standen, und der Postillon nicht mehr kutschirte. Er stand, einzelne Jammertöne ausstossend, wie eingewurzelt im Boden neben dem umgestürzten Wagen. Der Kreiscommissär Beyrer, der mich begleitete, und Andere halfen mir aus demselben. Ich blutete stark und sah nur blasse, bekümmerte Gesichter um mich herum. Dies Ereignis begab sich eine kurze Strecke, etwa 300 Schritte unter dem Mittewalder Posthause in der Nähe des Draufusses. Ein unweit davon vorüberziehender Karner, der Töpfergeschirr führte, musste mit seinen Häfen und Schüsseln Aushilfe leisten, indem man mit diesen Wasser aus der Drau holte zur Waschung meiner Wunden. Da fiel Jemanden ein, dass der Chirurg von Anras im Posthause sich befinde. Dieser, sogleich herbeigerufen, erklärte, dass meine Stirnwunde unbedeutend sei, was sich von jener an der Hand nicht sagen lasse. Er fügte bei, dass die Handwunde sogleich, bevor die Entzündung entstehe, zugenäht werden sollte. Ich erschreck darüber nicht und bat ihn darum. Er that es mit Hilfe einer von der ungemein bereiten Postmeistertochter herbeigebrachten grossen Nähnaedel, indem er an der zwei Zoll langen, auf der äussern Hand gerade über den Zeigfinger befindlichen Wunde nach fleissiger Waschung mit sechs Durchstichen drei Hefte anlegte. Glücklicherweise hatte die Beweglichkeit des Zeigfingers nichts gelitten. Nur war man nicht unbesorgt, es möchte vielleicht ein feiner Glassplitter in der Wunde zurückgeblieben sein, was, Gott sei Dank, nicht der Fall war. Schauer überrieselt mich bei dem Gedanken, was geschehen wäre, wenn diese Geschichte eine kurze Strecke weiter hinab, wo die Strasse an einem tiefen Gebirgsabhange vorüberzieht, sich ereignet hätte. Nach einem

ziemlich langen Aufenthalt, den die Wundenwaschung und die chirurgische Operation veranlasste, kamen wir endlich bei einbrechender Nacht in Lienz an, ich mit verbundenem Kopf und der Hand in einer Schlinge. Die ganze Nacht musste ich diese im kalten mit Essig gemischten Wasser baden, wobei mir der Wundarzt Seiz assistirte. Am andern Tag schrieb ich gleich meiner guten Frau nach Bruneck, damit sie, nicht unwahrscheinlich durch ein voreiliges Gerücht wegen meines Unfalles mit übertriebener Darstellung in grosse Besorgnis versetzt, gehörig aufgeklärt und beruhiget werde. Dass ich sogleich schrieb war sehr gut, denn am folgenden Tag wäre es wegen eingetretener Entzündung und bedeutender Geschwulst mir unmöglich gewesen. In diesem Zustande konnte ich in Lienz, wo ich die lebhafteste Theilnahme und Mitleidsbezeugung erfuhr, nichts unternehmen, und ich reiste, übrigens ganz wohl, am dritten Tage nach Hause. Dort heilte meine Handwunde unter Aufsicht des Kreiswundarzes Pfefferer nach ungefähr vier Wochen ganz. Dieser erklärte, es habe nur eine Haarlinie gefehlt bis zur Durchschneidung der Flechse des Zeigfingers, wodurch dessen Steifheit nothwendig erfolgt wäre. Meine Stirnverletzung war so unbedeutend, dass sie in wenigen Tagen nur mehr als eine Narbe erschien. Dem braven Chirurgen in Anras sandte ich zur dankbaren Anerkennung der mir erwiesenen guten Dienste einen Dukaten.

Als Direktor des Gymnasiums in Brixen kam ich alle Jahre am Ende des zweiten Semesters zu den Schlussprüfungen dahin und gewann die Ueberzeugung von dem guten Zustande dieser Lehranstalt unter der trefflichen Leitung des Präfekten Baldele. Bei dieser Gelegenheit besuchte ich auch immer den greisen Fürstbischof Bernard, um ihm meine Reverenz zu bezeigen. Er behandelte mich immer sehr liebevoll und einmal — es war am 27. Juli 1846 — beschenkte er mich sogar mit seinem Werke: „Theologie vom Reiche Gottes“, und zwar wie er eigenhändig auf das erste Blatt des Buches schrieb: „Am ersten Tage des 59sten Jahres meiner Priesterwürde.“ Ein Geschenk,

das mich aus der Hand des sehr verehrten greisen Oberhirten der grossen Diöcese ungemein freute.

Im Mai 1845 wurde ich zum Vorstande des landwirthschaftlichen Filialvereines im Pusterthal erwählt, und zufolge Zuschrift des Centralausschusses des landwirthschaftlichen Vereines von Tirol und Vorarlberg vom 17. Mai 1845 beifällig bestätigt. Es wurden zwar periodische Conferenzen gehalten und manche zweckgemässe Beschlüsse gefasst, allein der Eifer zur Ausführung derselben zeigte sich nicht sehr warm und muss die Bemühung zur Förderung der landwirthschaftlichen Interessen in Pusterthal während der Zeit meiner Vorstanderschaft als ziemlich unfruchtbar bezeichnet werden.

Im Herbst 1846 kam der Gouverneur Graf Brandis auf seiner Amtsreise durch Pusterthal nach Bruneck. Er bezeugte sich freundlich und gütig gegen mich, auch sagte er mir manches Angenehme, obschon seine aristokratische Hoheit überall hervortrat. Es waren wenige Wochen seitdem verflossen, als ich von Sr. Excellenz ein halbämtliches Schreiben erhielt, es ist vom 30. Dez. 1846 datirt. Darin äusserten Hochdieselben sich folgendermassen: „Meine letzte Amtsreise durch den Ihrer Leitung anvertrauten Kreis hat mir zur Genüge Gelegenheit gegeben, mich von dem alten warmen Diensteifer, der Sie im langen Laufe Ihrer Dienstbahn begleitete, und von der allgemeinen Achtung zu überzeugen, welche Ihre biedern und religiösen Gesinnungen Ihnen verschafften, wofür ich Ihnen meine volle Anerkennung ausdrücke.“ Diese Zeilen, ich gestehe es, hatte ich mit einem stillen Vergnügen gelesen. Allein was weiter? Der zweite Theil des Schreibens brachte ganz unerwartet, und fast im Kontraste mit dem Gesagten die Aufforderung um meine Versetzung in den Ruhestand einzuschreiten. Da hiess es, dass der Kreishauptmannsdienst zumal im rauhen Pusterthale grosse Austrengung fordere, der ich bei meinen vorgerückten Jahren nicht mehr zu entsprechen vermöge. Ueberdies warten andere lange dienende Beamte auf eine verdiente und hart ersehnte Beförderung. Ich kann nicht in Abrede stellen, dass ich durch diese Eröffnung im ersten Augenblicke

sehr betroffen und beunruhiget wurde. Allein bei näherer Ueberlegung aller Verhältnisse, besonders in Hinblick auf eine dunkle Zukunft und nachdem ich mich auch mit meinem Gewissensrath besprochen, entschloss ich mich um so entschiedener, dieser Aufforderung zu folgen, als auch meiner in ihrer Gesundheit etwas angegriffenen lieben Ehehälfte dieser Entschluss vollkommen recht war. Und so hatte ich mein Gesuch um Versetzung in den Ruhestand mit der Nachweisung einer Dienstzeit von 41 Jahren und 10 $\frac{1}{2}$  Monaten am 14. Mai 1847 in Gottes Namen an das Landes-Gubernium abgesendet. Bis zu meinem Austritte verlängerte sich jedoch die Dienstleistung auf 42 Jahre 3 Monate und 27 Tage, welche ich durchaus im Staatsdienste ohne alle Unterbrechung zugebracht hatte. Was die verschiedenen Kategorien betrifft, diente ich während dieser Zeit 3 Jahre, 1 Monat und 2 Tage als Landgerichts- und Fiscalamts-Praktikant; 2 Jahre, 2 Monate und 1 Tag als Landgerichtsaktuar; 15 Jahre und 20 Tage als Landrichter III., II. und I. Classe; 17 Jahre, 6 Monate und 8 Tage als Gubernial- und Präsidial-Sekretär und endlich 4 Jahre, 5 Monate und 1 Tag als Kreishauptmann. Mit a. h. Entschliessung vom 25. Juli 1847 wurde ich von Sr. Majestät nebst Belassung des ganzen Aktivitätsgehaltes und unter dem Ausdrücke der allerhöchsten Zufriedenheit mit meinen vieljährigen und belobten Dienstleistungen in den bleibenden Ruhestand versetzt. Ich war als Kreishauptmann vom Volke und besonders vom Klerus geachtet und schied, nachdem ich mit meiner Frau am Altare der schmerzhaften Mutter Gottes in der Pfarrkirche von Bruneck zur Dankbarkeit für die mir zugeflossenen Wohlthaten, besonders für jene am 13. September 1843 eine Jahrmesse gestiftet, mit schwerem Herzen von dem mir liebgewordenen Städtchen. Mehrere gute Freunde begleiteten uns bis Niedervintel, wo ich zu Händen des Herrn Dekans von Klebelsberg ein Geschenk für die Armen Brunecks noch zurückliess und dann die wirkliche Trennung folgte.

Die Laufbahn meiner öffentlichen Dienstleistung war nun geschlossen, beim Rückblick auf dieselbe durfte ich nicht er-

röthen, da ich mir das Zeugnis geben konnte, dass ich immer bestrebt war, meinen Pflichten, so gut ich's vermochte, nachzukommen. Gegenüber meinen Untergebenen bestand ich strenge auf Recht und Gesetz, auf sittliche Ordnung und Zucht. Immerhin betrat ich zuerst den Weg der Güte und Belehrung, und nur dann, wenn dieser nicht zum Ziel führte, ging ich zu den Mitteln der Strenge und der Strafen über. In Folge meiner so vieljährigen Erfahrung fand ich diese Methode bewährt. —

Am 6. October 1847 waren wir in Innsbruck angekommen, in der mir altbekannten und werthen Stadt. Da fanden wir im Hause von Riccabona in der Neustadt eine recht gute Wohnung. Meine Bibliothek, die ich früher wegen Zeitmangel in mehrfacher Beziehung nicht kennen gelernt, gab mir angenehme Beschäftigung.

Jetzt war das verhängnissvolle Jahr 1848 unseligen Andenkens hereingebrochen. Dieses überzeugte mich vollkommen, dass mein guter Genius dem Grafen Brandis die Hand geführt habe, als er den ominösen Brief an mich geschrieben, und dass mein Abtritt von Bruneck zu rechter Zeit geschehen war. Mein Nachfolger im Pusterthal bekam einen bösen Stand. Die welschen Horden, die bekanntlich Tirol bis auf den Brenner fressen wollten, bedrohten Ampezzo und das Thal Sexten vom Kreuzberg her. Es lässt sich denken, was für eine beschwerliche und gefährliche Aufgabe da dem Kreishauptmann zufiel. In jenem stürmischen Jahre hielt man den Zusammentritt eines Landtages für so wichtig, dass er mit mehreren Vertrauensmännern, die in den Kreisen des Landtages frei zu wählen waren, verstärkt werden sollte. Vermöge einem vom Kreisamte Bruneck mir zugekommenen Schreiben vom 24. October 1848 wurde ich als I. Vertrauensmann für Pusterthal zum tirol. Landtage gewählt. Ich nahm das Mandat an, denn das mir hiedurch bewiesene Vertrauen, aufrichtig gesagt, schmeichelte meiner Eitelkeit. Der Landtag, dem ich in der genannten Eigenschaft ununterbrochen beiwohnte, begann am 26. October und endete am 18. November. Vertreter aus den welschen Kreisen, obschon wiederholt eingeladen, erschienen

keine. In der letzten Landtagssession wurde beschlossen, dass auch dem ständigen Ausschusse zur Verstärkung sechs Vertrauensmänner beizugeben seien. Als einer derselben wurde gemäss Mittheilung des Landtagsausschusses vom 19. Nov. ich gewählt. Dieses letzte Officium gab mir aber nichts zu schaffen.

Beim Landtag selbst habe ich jedoch ein wichtiges Projekt in Antrag gebracht, nämlich die Gründung einer Unterstützungsanstalt für invalide Kaiserjäger und Landesschützen. Der Krieg in Italien gegen die Piemontesen war entbrannt. Unsere Kaiserjäger hatten wesentlichen Antheil dabei. Viele fanden den Tod auf den Schlachtfeldern, andere erlagen nachhin ihren Wunden, und wieder andere kamen siech oder mit zerbrochenen Gliedern als Invaliden zurück. Der Anblick dieser Unglücklichen hat mich auf's tiefste erschüttert. Ich sann auf Mittel, ihr schweres Loos zu erleichtern. Da ich pusterthalerischer Landtagsabgeordneter war, hoffte ich meinen Wunsch am ehesten in's Werk setzen zu können, wenn ich der Landtagsversammlung meine Gedanken in einem lebhaften Vortrag zur Beherzigung empfehlen würde. Ich brachte in die Sitzung vom 17. November meinen zu Hause verfassten Aufsatz mit mir. Der Vicepräsident Dr. Schuler hatte ihn gelesen und sagte mir bei dessen Zurückstellung: „Sie werden damit furore machen.“ Gegen das Ende der Sitzung kam ich damit zum Vortrag. Ich schilderte die Leiden unserer Kaiserjäger in Italien, deren mehrere in den heissesten Monaten unter der Gluth des welschen Himmels vom Sonnenstich getödtet wurden, oder bei forcirten Märschen vor Durst und Erschöpfung aus Reih' und Glied sanken; ich erinnerte an den Heldenmuth derselben, den sie in mehrern Kämpfen bewiesen, und berief mich auf die Worte des Feldherrn Radetzky, die er in einem Armeebefehl von den Tirolerjägern äusserte, indem er sagte: „Er könne es nicht jedem Vater mittheilen, wie sehr sich sein Sohn ausgezeichnet. Jeder Mann sei ein Held, Alle seien gleich, in Allen lebe derselbe Geist, der einst die Schaaren eines Welteroberers zwang, besiegt und flüchtig die friedlichen Thäler Tirols zu verlassen.“ Ich bat nun die h. Versammlung, das Loos Der-

jenigen zu Gemüth zu führen, die aus diesen Stürmen zwar ihr Leben kümmerlich gerettet, aber ihre gesunden Glieder eingebüsst haben. Ich machte aufmerksam, dass der kaiserliche Invalidengehalt von 4 kr. vor Hunger und Elend nicht schütze, und dass diesen unglücklichen Helden kaum etwas anderes bevorstehe, als von Haus zu Haus ihr tägliches Brod zu erbetteln. Das darf, das wird das Land nicht zugeben. Unsere wackern Söhne, unsere Brüder, sollen nicht betteln gehen. Wie ist aber da zu helfen? Dazu schlage ich vor, eine Unterstützungsanstalt für invalide Kaiserjäger zu gründen, und diesen wären auch die invaliden Landeschützen anzureihen. Die Unterstützung hätte durch Aufnahme in ein Versorgungshaus, wozu sich die barmherzigen Schwestern und ihr Generalsuperior (mit denen ich mich vorher in's Benehmen gesetzt), bereit erklärten, oder mittelst einer Geldabgabe auf die Hand nach der Wahl des Invaliden zu geschehen. Hierauf sollen Anspruch haben alle jene, die in Folge ihrer militärischen Dienstleistungen seit dem 1. Jänner 1848 invalid geworden sind. Dazu sind allerdings bedeutende Geldmittel erforderlich, zumal, wenn nach meiner Absicht ein bleibender Fond für immerwährende Zeiten gegründet werden soll. Zur Beschaffung derselben brachte ich in Antrag: a) eine Collekte im Lande in der grössten Ausdehnung; b) eine solche bei den Herren Offizieren des Kaiserjäger-Regiments in Italien, wozu sich der Herr Oberst Zobel in Folge meines mit dem Herrn Major Kempf vorläufig erlassenen Ersuchschreibens mit grosser Freude bereit erklärte; c) Geschenke auswärtiger Menschenfreunde, wozu ich vorzüglich die Mitglieder unseres hochverehrten Kaiserhauses zähle; d) Legate mit gleicher Aussicht; e) Beiträge, gern gegeben bei feierlichen Anlässen, auch bei öffentlichen und Privatbelustigungen, und f) andere Zufüsse, die sich im Laufe der Zeit von selbst ergeben. Um die proponirte Collekte, die immerhin eine der ergiebigsten Erwerbsquellen sein wird, auf einen möglichst reichlichen Ertrag zu steigern, empfahl ich an die hochwürdigsten Fürstbischöfe des Landes das Ansuchen zu richten, dass sie nicht nur selbst zur Förderung dieser Provinzial-Wohlthä-



tigkeitsanstalt eifrigst mitwirken, sondern auch die Herren Seelsorger ihrer Diöcesen anweisen wollen, nach vorläufiger angemessener Belehrung des Volkes die Beitragssammlungen von Haus zu Haus vorzunehmen. Am Schlusse fügte ich die Bitte bei, dass der h. Landtag, wenn mein Antrag dessen Billigung erhalten sollte, dieses Unternehmen als eine Landesanstalt erklären und in seinen Schutz nehmen wolle, da es hiebei nur um Verbesserung des Schicksals unserer Landeskinder zu thun ist, die zum Schutze des Vaterlandes schwere Leiden und Kämpfe beständen, dabei zwar Sieg und Ehre, aber auch Wunden und eine kummervolle Zukunft erfochten haben.

Zu meiner grossen Freude wurde mein Antrag in allen Theilen per acclamationem angenommen. Am folgenden Tage erhielt ich einen Erlass des Landtages, in dem mich derselbe nebst Erstattung seines verbindlichsten Dankes ersucht, „der Interessen der zu errichtenden Invaliden-Unterstützungsanstalt mit Wärme und erprobter Sachkenntnis mich ferner anzunehmen, und in allen ihren Angelegenheiten der leitende Stern bleiben zu wollen.“ Sogleich verfasste ich einen lebhaften Aufruf an das Volk von Tirol zur kräftigsten Beförderung der im Werden begriffenen Invaliden-Unterstützungsanstalt, und dann im gebührenden Tone Ersuchschreiben an die hochwürdigsten Landesbischöfe nach obiger Andeutung. Beide diese Schriftstücke wurden mit der Visa des Landtags-Präsidenten versehen.

Diese Einleitungen hatten die herrlichste Wirkung. Mit Ende des Jahres 1849 war bereits ein Fond von nahezu 70.000 fl beisammen, und am Anfange des Jahres 1850 konnten schon die ersten Unterstützungen verliehen werden. Unsere Invaliden-Unterstützungsanstalt war die erste in den österreichischen Ländern. Sie fand allenthalben Beifall, und bald folgten ihr solche Anstalten in Salzburg, Wien und Linz. Jene zu Salzburg wurde auf Impuls der Kaiserin Augusta Karolina, welcher ich auf Weisung des Statthalters eine genaue Analyse der tirolischen Einrichtung mittheilen musste. Mittlerweile wurden nach meinem Entwurfe die Statuten ausgearbeitet, und am 30. Oc-

tober 1849 zur allgemeinen Kenntniss gebracht. Die wesentlichen Bestimmungen sind, dass Dürftigkeit und eine tadellose sittliche Aufführung, dann gänzliche oder theilweise Erwerbsunfähigkeit, in Folge der Militärdienste herbeigeführt, als Erfordernisse zur Erlangung der Invalidenunterstützung nachgewiesen werden. Die täglichen Unterstützungsbeträge wurden nach einer dreifachen Abstufung bemessen: mit 12 kr. für besonders rücksichtswürdige ganz hilflose, mit 8 kr. für ganz erwerbsunfähige und mit 4 kr. für theilweise erwerbsunfähige Individuen; alle Beträge in R.-W. (Diese Quoten wurden in der Folge mit 18, 12 und 6 kr. öst. W. berechnet). Zu allen ständischen Verhandlungen in Angelegenheiten der Invaliden wurde ich ungefähr durch vier Jahre beigezogen, dann unterblieb die Einladung ohne mir bekannte Ursache.

Der Invalidenfond wuchs im Laufe der Jahre zu einer so erfreulichen Höhe an, dass derselbe am Schlusse des Verwaltungsjahres 1861 gemäss dem ständischen Ausweise bereits die Summe von 166.381 fl. 29 kr. öst. W. erreichte. Mit den Renten dieses Kapitals konnten im genannten Jahre 189 Invaliden theilhaftig werden. Besonders bemerkenswerthe Beiträge erhielt ich, da ich mich auch mit deren Sammlung zu befassen hatte, unmittelbar nach dem Landtagsbeschluss: die hübsche Summe von 1200 fl., welche die Herren Abgeordneten über Anregung des Mitgliedes Dr. Hasslwanger: „Wir wollen mit einem guten Beispiele vorangehen“ zusammenlegten; dann von Sr. Majestät dem Kaiser Ferdinand 3000 fl. und Ihrer Majestät Gemahlin 1000 fl. C. M. (Als ich dem Kaiser, damals Flüchtling in Innsbruck, meinen ehrfurchtsvollen Dank erstattete, sagte der gütige Herr in der herablassendsten Weise: „Schon recht, ist gern geschehen, ist gern geschehen, die Kaiserjäger sind brav“). Ferner lief an Spenden ein: von Sr. kais. Hoheit, dem Erzherzog Rainer ein Legat von 4800 fl.; vom Czaar Nikolaus von Russland 1000 Silberrubel = 2210 fl. 30 kr. R. W., von Dr. Ritter von Gredler in Wien den Ertrag seiner Sammlung 6352 fl.; von L. M. von Brucker, Director des österr. Lloyd in Triest einen Sammlungsbetrag von 1400 fl.; von den Herren Offizieren des Kaiserjäger-

Regiments in Italien über 2000 fl. Die von Zeit zu Zeit eingeflossenen Ueberschüsse des Radetzky-Vereinsfondes betrugten viele Tausend Gulden. Uebrigens kamen mit jedem Posttage grosse Sendungen an, theils vom Auslande, theils von den Dekanatsbezirken des Landes, darunter nicht nur die schweren Gaben der Reichen und Wohlhabenden, sondern auch die Kreuzer der Schulkinder und die Ersparnisse der frommen Magd, die den für ein Winterkleid zurückgelegten Betrag in die Hände des Sammlers gab. Ein in seiner Art des Gebens fast einziges Geschenk kann ich nicht unberührt lassen. Ich erhielt nämlich von einem ungenannten und unbekanntem Wohlthäter den Betrag von 1000 fl. Dieser edle Geber erwartet seinen Lohn einzig von dem, der einmal gesagt hat: „Was ihr dem Geringsten meiner Brüder Gutes thut, das habt ihr mir gethan.“ Er will vor der Welt nicht genannt und gelobt sein. Es ist bemerkenswerth, dass vom Versorgungshause der barmherzigen Schwestern ein einziger Invalide Gebrauch machte und dieser auch nur darum, weil er, mit der Fallsucht behaftet, eine besondere Aufsicht nöthig hatte. Alle andern wünschen in ihrem Heimatsorte unter ihren Verwandten und Bekannten zu wohnen und das Handstipendium zu beziehen. Es gereicht mir zum grossen Troste, dass meine menschenfreundliche Bestrebung zur Erreichung eines so wohlthätigen Zweckes unter Gottes reichem Segen vollkommen gelungen ist, und wie zu hoffen, für alle Zukunft gesichert bleiben wird<sup>1)</sup>. —

---

<sup>1)</sup> Nach officiellen Mittheilungen aus dem landschaftlichen Bureau beläuft sich der Vermögensstand des tirolischen Invalidenfonds gegenwärtig auf rund 360.000 fl. Ende 1899 bezogen von demselben 348 Invaliden-Unterstützungen. Es verdient erwähnt zu werden, dass ein Neffe Staffler's, der 1888 verstorbene Hofrath Ludwig R. v. Wieser, diesem Fond testamentarisch ein Kapital von 72.000 fl. zuwendete. Durch dieses Legat ist die humanitäre Stiftung Staffler's, welche in Folge der sich stetig steigernden Inanspruchnahme zeitweilig mit ernstern finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, erst dauernd consolidiert worden. (Vgl. F. v. Zimmeter: Die Fonde, Anstalten und Geschäfte der Tiroler Landschaft. Innsbruck 1894, p. 504 f.)

Das Unheil, welches das Revolutionsjahr 1848 im Gefolge hatte, wurde auch bei uns fühlbar. Ueberall riss der böse Geist des Trotzes und der Zuchtlosigkeit ein. Unter dem unsinnigen Geschrei: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, Nationalgarde, Volksbewaffnung und Konstitution tobte auch bei uns in Begleitung von Fackelschein ein wilder Haufe durch die Stadt. Durchaus lockeres Volk; meistens aus der Hefe, hatte sich da zusammengerottet. Honette Leute wurden insultirt, und verschiedene Excesse begangen. Das Schlimmste war, dass das religiös-sittliche Leben in grosse Gefahr kam. Dagegen hatte sich im März 1848 eine Gesellschaft ehrenwerther und religiös gesinnter Männer zusammengethan, die unter dem Namen „Katholischer Verein“, sich zur Hauptaufgabe: „Wahrung und Förderung katholischer Interessen, dann auch religiös-sittliche Bildung des Volkes“ gesetzt hat. Am 29. April wurden die Vereinsstatuten bekannt gemacht, nachdem sie nicht nur vom fürstbischöflichen Ordinariate in Brixen, sondern auch von der h. Landesstelle die Genehmigung erhalten hatten, von letzterer jedoch mit der Beschränkung, dass sich der Verein mit keiner Politik zu befassen habe.

Am 24. Mai 1848 trat ich als Mitglied in den Verein. Im Dezember desselben Jahres wurde ich als Vicepräsident gewählt. In dieser Eigenschaft verharrete ich drei Jahre, und wirkte nach meinen Kräften für die Zwecke des Vereines, wobei ich nur bedauerte, dass die Filialvereine allmählig sehr lässig wurden, und wie es schien, den guten Geist verloren. Eine nochmalige Erwählung als Vorstand-Stellvertreter im Dezember 1851 habe ich entschieden abgelehnt. Die Aufnahme in die Zahl der Ausschüsse konnte ich nicht abwenden. Doch im Jahre 1856 bin ich wegen meines schwachen Gehörs und anderer Gebrechlichkeit auch von dieser Charge ausgetreten.

Im Jahre 1851 wurde ich Mitglied des „Vereines unter dem Schutze des hl. Vincenz von Paul“, welcher nach seinem schönen Berufe, die leibliche und geistige Unterstützung der Armen zu fördern, manches Gute und Heilsame geleistet hat, woran mir

aber ausser meinen geringen Geldbeiträgen kein Antheil gebührt.

Am 25. Februar 1849 eröffnete mir der Landeschef Graf Bissingen, dass ich im I. Wahlbezirk des Kreises Oberinntal und Vinschgau als Abgeordneter für die deutsche National-Versammlung zu Frankfurt a. M. gewählt worden. Unter Mittheilung der Legitimations-Urkunde wurde ich aufgefordert, diesem ehrenvollen Rufe zu folgen. Ungesäumt antwortete ich dem Herrn Landeschef, dass ich bei meinem vorgerückten Alter und mit Rücksicht auf meine schwankende Gesundheit mich unvernünftig fühle, diese schwierige, wenngleich sehr ehrenhafte Mission zu übernehmen. Dies unter Zurücklegung des Mandats.

Im August 1848 gründete der junge katholische Verein eine Zeitung, der er den Namen „Volksblatt für Tirol und Vorarlberg“ gab. Das Blatt diente als Vereinsorgan, und sollte gute vom katholischen Geiste bewährte Grundsätze und nützliche Lehren nebst den interessanten Tagesneuigkeiten im Volke verbreiten. Es fand vielen Beifall und Absatz. Da aber von Seite der h. Landesstelle dem kath. Vereine die Berechtigung zur fernern Herausgabe des Volksblattes, als einer politischen Zeitung abgesprochen wurde, so hat der Verein in der Versammlung vom 20. Februar sich desselben gänzlich entäussert, und es an den Freiherrn von Moy und an mich vom 1. April 1850 an zum vollen Eigenthum abgetreten. Mit Ausnahme der Unterstützung von Seite des Herrn Martin Huber durch etwa zwei Jahre führte ich die Redaktion des Volksblattes allein bis zu Ende des Jahres 1858. Das Blatt war beliebt und Anfangs in 1100 Exemplaren ausgegeben. Ich glaube, dass es manchen guten Samen, der heilsame Frucht brachte, ausgestreut habe. Es war grossentheils mit anziehenden Erzählungen und nützlichen Belehrungen in einer einfachen, jedem Landmanne verständlichen Sprache verfasst und durchaus im Geiste seines Wahlspruches: „Für Gott, Kaiser und Vaterland“ gehalten.

In der k. k. Hof- und Staatsdruckerei erschien ein im Auftrage des Herrn Ministers Freiherrn von Bach von Dr. Con-

stant Wurzbach von Tannenberg über die in Oesterreich im Jahre 1854 erschienenen Druckschriften erstatteter Bericht. In seiner kritischen Beurtheilung der Tagespresse in Tirol sagt dieser Recensent insbesondere vom Volksblatt für Tirol und Vorarlberg: „Sein Charakter ist streng volksthümlich; es erzählt entweder erbauliche Vorfälle aus der Gegenwart und dem Volksleben, oder bringt populäre Erläuterungen meist volkswirtschaftlicher Tagesfragen, z. B. über Getreidetheuerung, Armenwesen u. dgl. Die kleinen Geschichten aus dem Volksleben sind oft trefflich erzählt und durch ihre streng sittliche Tendenz von unbestreitbarer Wirkung.“

Allein seine Blüthezeit ging bald vorüber. Es tauchten nacheinander mehrere andere Zeitschriften auf, als die Innsbrucker Zeitung, ein böses, aber sehr gut redigirtes Blatt, die Tiroler Zeitung, beständig im Kampfe mit jener, der christliche Feierabend, und noch andere meist unbedeutende Pressprodukte neben dem Tagblatt, den Innsbrucker Nachrichten, der Schützenzeitung und dem Tiroler Boten. Dann wurden von der Regierung die theuern Zeitungsmarken eingeführt, die den Preis des Blattes um mehr als das doppelte erhöhten. Diese Umstände hatten auf das gute alte Volksblatt eine so nachtheilige Wirkung, dass dasselbe in den spätern Jahren nur mehr etwas über 300 Abonnenten zählte. Da dann in meinem hohen Alter die körperliche Gebrechlichkeit, besonders die Schwäche meiner Füße immer mehr zunahm und der Weg zur Druckerei mir äusserst beschwerlich wurde, so fand ich mich genöthiget, die Redaktion des Volksblattes aufzugeben. Ich habe sie zwar dem Freiherrn von Moy, als Miteigenthümer, obschon er dem Blatte durch sehr viele Jahre ganz fremd geblieben, ordnungsgemäss angeboten, allein eine Zuschrift versicherte mich, dass er auf sein Recht gänzlich Verzicht leiste. Ich habe dann die Redaktion von dem Jahre 1859 angefangen dem Staatsbuchhaltungsbeamten Theophilus Kleinheinz im Verlage des Herrn Felician Rauch unter dem Vorbehalte meines Eigenthums übertragen, und zwar unter der Bedingung, dass der Geist des Wahlspru-

ches: „Für Gott, Kaiser und Vaterland“ dabei sein Leitstern bleiben müsse.

Im Jahre 1853 kam eine schwere Prüfung über mich, die schwerste in meinem Leben. Dem Herrn über Leben und Tod hat es gefallen, mir meine liebe Ehegefährtin abzurufen, nachdem wir miteinander 44 Jahre, 4 Monate und 14 Tage Freud und Leid redlich getheilt und in glücklicher Ehe verlebt hatten. Sie war eine ehrenwerthe Frau von entschiedenem, festen Charakter, durch und durch aufrichtig und deutsch, keiner Verstellung fähig, sie redete allzeit wie sie dachte und fühlte; strenge gewissenhaft und warm religiös, ein Muster verständiger Hauswirthschaft, allem Luxus und jeder weiblichen Eitelkeit feind. Der 20. Juni war ihr Scheidetag. Wie mir da zu Muthe war, kann ich mit Worten nicht ausdrücken, ich bedurfte die ganze Kraft der Religion, um mich aufrecht zu erhalten. —

Von der neuern Zeit habe ich nichts besonderes Bemerkenswerthes aus meinem Leben anzuführen. Dieses wurde einförmiger und fordert mehr Ruhe und stille Zurückgezogenheit. Ich beschäftige mich mehr mit Gott und dem Gedanken an Tod und Ewigkeit. Auch habe ich ausser den Stiftungen einer hl. Jahrmesse in Ried und Bruneck solche noch zu St. Leonhard in Passeier, in der Pfarrkirche zu Wilten und in der Kirche zum hl. Leonhard in Mühlau errichtet; diese mit meinen Söhnen. —

Was ich in dieser Schrift hier angeführt, beruht durchaus auf Wahrheit. Hiebei muss ich jedoch bemerken, das die Ereignisse der ältesten und alten Zeit meiner Existenz sich viel lebhafter, getreuer und umständlicher in meiner Erinnerung erhalten haben, als jene der spätern Jahre. Indessen zeugen alle dafür, dass es keine Unwahrheit sei, wenn ich sage: multa tuli fecique puer sudavi et alsi. Und wenn ich alle diese Erlebnisse aus einem höhern Gesichtspunkte insgesammt und besonders überschauere, was sehe ich da? Überall die unverkennbare Führung Gottes; in allen kritischen Begegnungen hat mich die schützende Hand des Herrn auffallend bewahrt, und

aus den grössten Verlegenheiten immer siegreich herausgeführt. Daher: Deo sint laudes! Und wahr ist und bleibt, was ein schönes Sprüchlein sagt:

„Wer immer fest auf Gott vertraut,  
Der hat auf guten Grund gebaut.“

Also zusammengeschrieben im October 1863 von mir in meinem achtzigsten Lebensjahre.

Dr. Joh. Jac. Staffler m. p.  
jub. Gub.-Rath u. Kreishauptmann.

---

Drei Jahre nach der Niederschrift dieser Zeilen beschloss Staffler sein arbeitsvolles Leben. Der 6. December 1868 war sein Sterbetag.

Wenn wir den Lebensgang Staffler's überschauend die Summe seines Wirkens ziehen, so werden wir dem schlichten Manne unsere Bewunderung nicht versagen können, der trotz seinem ausgeprägten alt-tirolischen Conservatismus eine starke Initiative entwickelte, und bis in das hohe Greisenalter Thatendrang und Arbeitsfreudigkeit bewahrte. Ueberall, wo immer er Gelegenheit fand sich zu bethätigen, hat er Tüchtiges, auf verschiedenen Gebieten wirklich Bedeutendes geleistet. Auch von ihm gilt das Dichterwort: „Wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten.“

Das Andenken Joh. Jak. Staffler's wird nicht verwehen. Er selbst hat sich ein Denkmal gesetzt ‚aere perennius‘.

---